

Beiträge zur Schulandacht.

Von

Adolf Seeger.

Als Beilage

zum

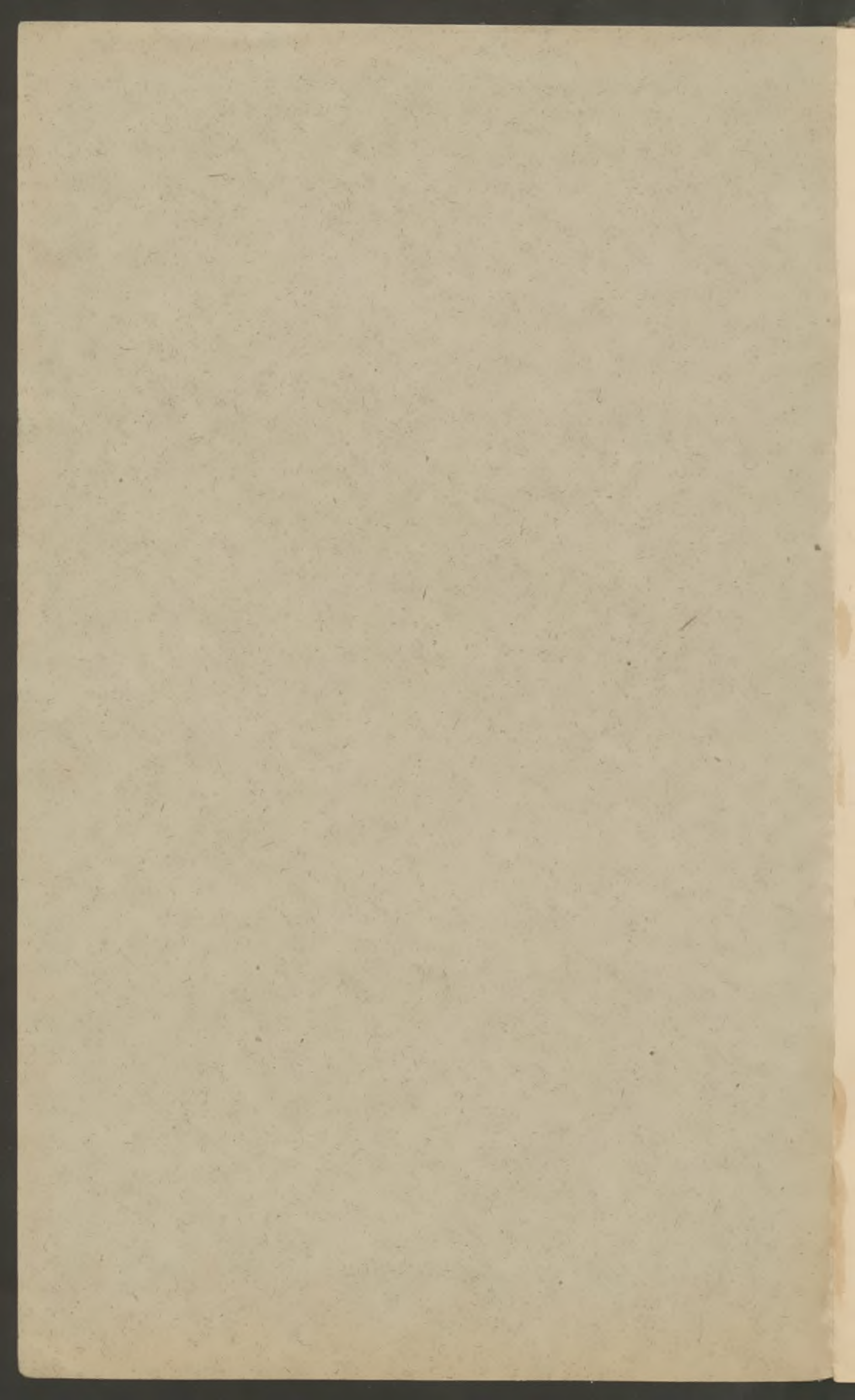
Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Jenkau

für das Schuljahr 1896/97.

1897. Programm=Nr. 46.

Danzig.

Druck von Edwin Groening.



Beiträge
zur
Schulandacht.

Von

Adolf Seeger.

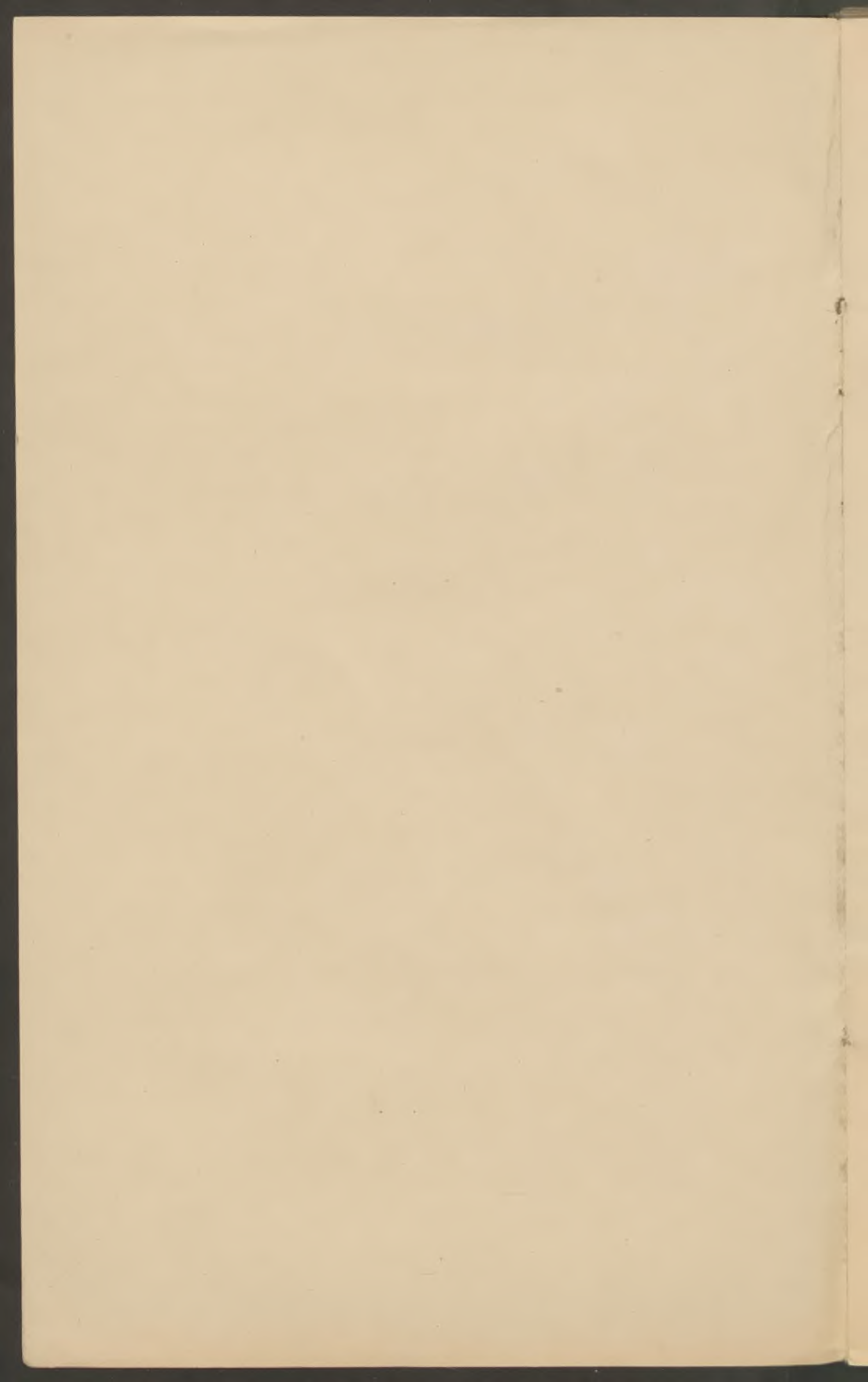
Als Beilage

zum

Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Jenkau

für das Schuljahr 1896|97.

1897. Programm-Nr. 46.



Vorwort.

Die nachfolgenden Andachten sind von mir im Internate des Konradinums zu Jenkau teils am Wochenschluß, teils bei besonderen festlichen Anlässen gehalten worden. Der Gedanke, dieselben zu veröffentlichen, lag mir ursprünglich fern; nur ein höherer, für mich maßgebender Wunsch bestimmte mich dazu. Nicht ohne Zögern und Bedenken habe ich darin eingewilligt. Einmal weiß ich wohl, daß diese Andachten weder neue Anregungen bieten, noch als einwandsfreie Muster gelten können, und sodann widerstrebte es auch meinem persönlichen Empfinden, religiöse Ansprachen, die nur für den vertrauten Kreis einer kleinen Schulgemeinde bestimmt waren, einer weiteren Öffentlichkeit zu unterbreiten. Wenn ich der Herausgabe einen Zweck beizumessen vermag, so ist es der, daß bei dem immer noch schwankenden Urteil über die beste Gestaltungsweise der Schulandacht und bei dem lebhafteren Interesse, das dieser Frage neuerdings entgegengebracht wird, eine ausgedehntere Veröffentlichung wirklich in der Praxis des Schullebens entstandener, nicht nur auf Musterleistungen zugeschnittener Andachtsproben vielleicht wünschenswert ist, um ein möglichst umfassendes Bild von der thatsächlichen Handhabung der Schulandacht zu gewinnen. Ich übergebe darum diese Andachten ohne weitere ausfeilende und bessernde Nacharbeit ganz in der Form, wie sie gehalten sind, dem Urteil der Fachgenossen,

wenn auch vielleicht nur, um die Kritik dadurch anzuregen und aus der Kritik für die Zukunft zu lernen.

Die folgenden Einleitungsworte wollen nicht eine irgendwie erschöpfende Theorie der Schulandacht liefern, sondern nur einige Fragen behandeln, die mir bei der Abfassung meiner Andachten aufgetaucht sind und deren Erörterung mir zur Rechtfertigung meiner Behandlungsart nötig erscheint. Zugleich bemerke ich, daß für meine Gestaltungsweise nicht nur theoretische Erwägungen, sondern nicht minder stark auch der nachwirkende Eindruck bestimmend gewesen ist, den die Andachten meines hochverehrten früheren Vorgesetzten und Lehrers Prof. D. Bornemann in Magdeburg bei mir hinterlassen haben.

In Nr. 1 — 23 lehnt sich die Ansprache an die kirchlichen Episteln an. Ich bin mit dieser Zugrundelegung der Perikopen nur einer althergebrachten Sitte unserer Anstalt, nicht eigener Überzeugung gefolgt. Im Gegenteil glaube ich, daß daraus nur Mißstände und Schwierigkeiten erwachsen. Denn auch für die Schulandacht, die sich, wie Märkel mit Recht betont (Theorie der Schulandacht, Osterprogr. des Dorotheenstädt. Realgymn. zu Berlin, 1892, S. 23 u. 33), dem Schulunterricht und seinen Bedingungen organisch angliedern muß, gilt es als bindendes Gesetz, dem Schüler nichts zu geben, was ihm nicht erklärt wird oder was von vornherein als verständlich angesehen werden kann. Den Inhalt der Perikopen aber, zumal der epistolischen, dem Schüler im Rahmen einer Andacht von wenigen Minuten auch nur einigermaßen zu erklären und dabei doch ein abgerundetes, wirkungsvolles Ganze zu geben, scheint mir vielfach nahezu unmöglich. Es bleibt darum nur die Alternative bestehen: entweder man giebt im Interesse der schulmäßigen Erklärung des Textes eine homilienartige Einzelauslegung desselben, wobei aber die rednerische Wirkungskraft der Andacht ver-

loren geht, die nur durch Einheitlichkeit des Inhalts und durch Konzentrierung auf eine Grundwahrheit zu erzielen ist; oder man begnügt sich damit, einen leitenden Gedanken herauszuheben und ihn in freierer Form zu einem geschlossenen Ganzen auszugestalten, wobei dann aber die Verlesung der ganzen Perikope keinen erkennbaren Zweck hat. Auf jeden Fall ergiebt sich meistens ein Mißverhältnis zwischen dem Umfang von Text und Ansprache und ein Widerspruch zwischen den Forderungen, die beide an den Lehrer stellen. So wünschenswert darum auch die Kenntnis der Perikopen für die Schule ist und so sehr auch ihre Verlesung den Schüler mit dem Gange des Kirchenjahrs in ständiger Beziehung erhält, so sind sie doch meines Erachtens als biblische Unterlage für die Schulandacht nicht geeignet. Mag man auch die Evangelien bei ihrem leichter faßbaren geschichtlichen Inhalt als Andachtstext bestehen lassen, mindestens hege ich starke Bedenken gegen die Verwendung der Episteln zu diesem Zwecke, da sie oft eine nicht zu bewältigende Menge schwer verständlichen und schwer erklärbaren Stoffes in sich schließen. — Daß die Ansprache überhaupt eine biblische Grundlage haben muß, wenn anders sie den Anspruch einer evangelischen gottesdienstlichen Handlung erheben will, halte ich für eine selbstverständliche und nicht weiter zu begründende Forderung, wie sie ja auch, so weit ich die Litteratur übersehen kann, allerseits als solche anerkannt ist. Nur meine ich, man sollte die Auswahl und Abgrenzung des Bibeltextes dem Urteil und freien Belieben des Lehrers überlassen, der dann auch wohl ohne weiteres den Erfordernissen der kirchlichen Zeit gebührend Rechnung tragen würde.

Was ferner die Darstellungsform anbelangt, so sind Nr. 1 — 23 als freie Ansprachen, Nr. 24 — 30 als Gebete abgefaßt. Ich möchte beiden Arten ihr Recht gewahrt wissen. Die Doppelheit der Form findet ihren Grund und

ihr Recht in der Doppelbeziehung der Schulandacht zur Schule und zum Gottesdienst: die Vortragsform ergiebt sich aus dem Schulcharakter, die Gebetsform aus dem gottesdienstlichen Charakter der Schulandacht. Man sollte darum nicht einseitig die eine oder die andere Art als die allein berechtigte hinstellen. Zumeist geschieht dies zu Gunsten der Gebetsform (vgl. besonders Klix, Schulgottesdienst, in der Encyklopädie des ges. Erziehungs- u. Unterrichtswesens v. Schmid). Gewiß, ein einfacher, verständlicher Bibeltext und ein kurzes, daran angeschlossenes Gebet sind ein ebenso würdiges wie zweckentsprechendes Mittel der Andacht. Aber wenn schon von der Kirche die Gesamtgemeinde als eine geistlich unfertige und weiter zu bildende angesehen und darum der Belehrung ein wesentlicher Anteil an der kultischen Feier durch die Predigt gesichert wird, wieviel mehr hat die Schule, die sich einer durchaus unfertigen und bildungsbedürftigen Gemeinde gegenübersieht, das volle Recht, ihre Andachtsübungen so einzurichten, daß sie das religiöse Bewußtsein nicht nur als vorhanden voraussetzen und bloß anregen, sondern dasselbe auch durch Zuführung neuer Vorstellungen erweitern und durch belehrenden und erwecklichen Vortrag klären und bilden. Selbst Palmié, der Hauptvertreter der agendarischen Form in der Schulandacht, gesteht ihr doch auch einen belehrenden Zweck zu, wenn er ihn auch freilich nur auf die Bibelkunde beschränkt (Vorwort zur Evangelischen Schulagende). Der erbauliche Charakter der Andacht wird durch das hinzutretende belehrende Moment nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil, durch die Erhebung des noch dunklen religiösen Gefühls zur Klarheit des Bewußtseins wird erst eine wahrhafte Erbauung geweckt. (Vgl. Märkel a. a. O. S. 27.)

Hat somit die freie Vortragsform ihr unbestreitbares Recht, so wird ihre Anwendung sogar wünschenswert mit

Rücksicht auf die Erfahrungsthatsachen, auf die Bornemann in der Vorrede zu seinen „Schulandachten" hinweist, „daß unsere Jugend für liturgisches Handeln und regelmäßige Schriftverlesung ohne Erklärung weniger Sinn hat und sich gar leicht gerade durch tägliche, agendarische Andachten eine gewisse Unaufmerksamkeit bei Verlesung der heiligen Schrift angewöhnen kann", und zweitens, „daß nur wenige Schrifttexte durch bloße Verlesung jugendlichen Gemütern innerlich angeeignet und wirklich zum Verständnis gebracht werden können." Ich möchte darum, wie ja auch das numerische Verhältnis der beigegebenen Andachten zeigt, der freien Vortragsform den Vorzug vor der gebetsmäßigen Form geben, im Gegensatz zu Richter (Beiträge zu einer Schulagende, Jahresber. d. Kgl. Gymnasiums zu Wurzen 1896, S. 11 Anm.), der vor einem Überwiegen derselben warnt. Mindestens ist sie in all den Fällen wünschenswert, wo der zu Grunde gelegte Text dem Verständnis Schwierigkeiten bietet.

Die reine Gebetsform habe ich nur in denjenigen Andachten angewendet, die zu Anfang und Schluß von Schulabschnitten und bei festlichen Gelegenheiten gehalten sind (Nr. 24—30). Denn hier drängt der Gesichtspunkt der Feier den der Belehrung fast ganz zurück. Der ankommende oder abgehende Schüler will weniger belehrt, als aus Gottes Wort begrüßt und gestärkt sein, und bei Festlichkeiten hat die Andacht ihre Stelle neben sonstigen Veranstaltungen, die den Zweck der Feier kennzeichnen, und hat sich demnach auf die Bedeutung eines religiösen Weiheaktes zu beschränken, der seinen entsprechendsten Ausdruck im Gebet findet. Daß auch hier die Form frei vortragender Darstellung möglich und angängig ist, soll damit nicht bestritten werden, wie ja z. B. die Andachten von Bornemann und Bäßler (Timotheus) treffliche Muster hierfür

liefern. Auch ich habe in Nr. 31 diese Art der Behandlung versucht.

Auf eine Gefahr möchte ich noch hinweisen, welche die Gebetsform der Andacht in sich birgt und die ich zwar empfunden, aber wohl auch nicht ganz vermieden habe. Gerade bei ernstlicher Vorbereitung auf eine solche Andacht und in dem Bestreben, der Schulgemeinde Gutes und Anregendes, nicht nur Alltägliches zu bieten, kann man leicht versucht sein, in das Gebet Gedanken hineinzutragen, die wohl für einen freien Vortrag passen, aber dem innersten Wesen des Gebets fremd sind. Ich habe mich dieses Eindrucks insbesondere bei der Lektüre von Richters Andachten (a. a. O.) trotz aller sonstigen Trefflichkeit derselben nicht entschlagen können. Schon äußerlich angesehen, sind diese agendarischen Schulgebete meinem Gefühl nach für Gebete zu lang. Wenn sich Richter zur Begründung ihrer Ausdehnung auf das Zeitmaß der Kirchengebete beruft (a. a. O. S. 6), so möchte ich dagegen geltend machen, daß diese ihre Länge doch nur der Einzelaufzählung aller kirchlichen Fürbitten, aber nicht der Eintragung reflektierender Gedankengänge verdanken, und daß sie die Gebetsform in jedem Satze wahren, während die Richterschen Andachten sie zeitweise ganz vergessen lassen. Ich glaube, solche Andachten kranken an einer nicht statthaften Mischung zweier heterogenen Zwecke: der Vortragende möchte zugleich Liturg und Pädagog, zugleich Vorbeter und Lehrer sein. Allein das Gebet verträgt keinen belehrenden Zweck außer dem einen, daß es sich selbst lehren und als anregendes Beispiel wirken will. Jedes weitere unterrichtliche Interesse muß darum beim Schulgebet zurücktreten und der Lehrer demütig und selbstlos seine eigene geistige Person hinter den religiösen Bedürfnissen und Fähigkeiten der Gesamtheit zurückstellen. Wenn er betet, ist er nicht mehr Lehrer, sondern nur Sprecher

der Schulgemeinde, und er darf darum nicht zugleich auch zu der Gemeinde sprechen wollen. — Es ist also nicht angängig, den ganzen Gedankeninhalt, den eine freie religiöse Ansprache entwickelt, auch in ein Gebet hineinzulegen. Die Verschiedenheit der Form bedingt zugleich auch eine Verschiedenheit des Inhalts. Will man darum die Gebetsform in der Schulandacht anwenden, so beschränke man sich darauf, an die Bibelverlesung ein möglichst einfaches, kurzes Gebet anzuschließen, wie sie z. B. die Palmiésche Agende in reicher, musterhafter Auswahl darbietet. Fühlt man dagegen das Bedürfnis, sich selbst stärker mitzuteilen und belehrend und erwecklich auf die Schüler einzuwirken, so wähle man die zweckentsprechendere freie Vortragsform.

Daß dann auch diese letztere meist, wenn auch nicht notwendig (vergl. Rinneberg, Ztschrft. f. d. evang. Religionsunterricht, 3. Jhrg., 2. Heft, S. 157) mit einem Gebet abschließen und daß, nach Märkels treffendem Ausdruck (a. a. O. S. 24), „der Schluß des Vortrags sich, wenn das Gefühl erwärmt und der Verstand erleuchtet ist, wie von selbst zum Gebete gestalten wird," liegt in dem gottesdienstlichen Zweck der Schulandacht und in der christlichen Persönlichkeit des Lehrers ohne weiteres begründet. Nach dem Vorgange von Bornemann, Bäßler u. a. habe ich häufig Liederstrophen, die sich dem vorher entwickelten Gedankengange anpassen, als Schlußgebete verwendet. So sehr auch die freie Sprache des Umgangs der adäquateste Ausdruck des Gebets ist, so hat doch anderseits auch die gebundene Form hier ihren Wert und ihr Recht, da sie der gehobenen Stimmung des Vortragsschlusses entspricht und einen guten liturgisch ausklingenden Abschluß liefert. Außerdem bestimmte mich zu dieser gebetsmäßigen Verwendung der Liederstrophen noch die weitere Absicht, unsere Kirchenlieder, die ja leider nur zu oft gedankenlos gesungen und

als gleichgiltige Melodieenunterlage betrachtet werden, den Schülern auch als Gebetsergüsse frommer Christen verständlich und wert zu machen.

Die zum Gesang vorgeschlagenen Lieder sind aus dem Schulgesangbuch von Klix ausgewählt, das an der hiesigen Anstalt eingeführt ist. Bei einer so begrenzten Auswahl war natürlich nicht immer für jede Andachtsstimmung der entsprechendste dichterische Ausdruck zu finden.

1. Unser Leidensberuf.

1. Petr. 2, 11 — 20.

Der Apostel mahnt in dieser Epistel zu willigem Gehorsam selbst gegen böse Herren und zu geduldigem Ertragen auch des Unrechts. Es wird unserm menschlichen Empfinden schon schwer, in diese Forderungen einzuwilligen. Noch schwerer aber wird uns das Verständnis der Begründung, die der Apostel seiner Mahnung giebt. Er sagt nämlich: das ist Gnade, daß wir leiden, und weiterhin: dazu sind wir berufen, es ist unser Beruf. Das scheint uns doch zu viel gesagt. Wirken und Schaffen, unsere Kräfte und Fähigkeiten thätig entfalten, das halten wir sonst für unsern gottgegebenen Beruf, und Erfolg haben in unserer Arbeit und Freude an unserer Wirksamkeit, darin sehen wir eine Gnade Gottes. Aber daß das Leiden eine Gnade, ja unser Beruf sei, und noch dazu das Leiden um Wohlthaten willen, Leiden für das Gute, das wir gethan, für das Edle, das wir gewollt, das dünkt uns doch eine gar zu verzweifelte Lebensweisheit, das kommt uns vor wie der Tod aller Lebensfreudigkeit.

Und doch läßt sich eine solche Auffassung des Leidens wohl vereinigen mit einem frischen, fröhlichen Sinn. Das haben alle die christlichen Glaubenshelden gezeigt, deren ganzes Leben und Weben trotz alles Kreuzes und aller Pein doch durchleuchtet ist von dem heiteren Sonnenschein reiner, unverfälschter Freude und stillen Friedens. Noch vielmehr aber gilt dies von dem Leben unseres Heilandes. Niemand hat von menschlicher Bosheit und Gehässigkeit, von menschlicher

Schwäche und Verständnislosigkeit mehr zu leiden gehabt als er. Aber trotz alledem beharrte er unbeirrt und unverzagt, fröhlich und getrost bei seinem Heilandsberuf. Und was gab ihm denn diese erhabene, sieghafte Stellung gegenüber allen Leiden und Anfechtungen? Das war es, daß er seine Leiden nicht ansah als ein Hemmnis für seinen Beruf, sondern als einen Teil desselben, als ein notwendiges Mittel seines Erlösungswerkes. Er wußte: ich muß leiden, um helfen zu können, und darum wollte er leiden, nicht gezwungen und unfreiwillig, sondern aus eigenem Entschluß, aus dem freien Triebe der Liebe heraus. In seinen Willen nahm er das Leiden auf: dadurch überwand er es und nahm ihm seine niederdrückende Kraft.

Und damit hat er auch uns den Weg gewiesen und die Kraft gegeben, unser Leid zu tragen. Von seinem Geiste erfüllt, sollen wir es verstehen lernen, daß die Leiden, die uns treffen, nicht außerhalb der von Gott uns gesetzten Lebensordnung stehen, sondern ein notwendiges Glied derselben sind; daß sie nicht dazu dienen sollen, unsern Lebensberuf zu hemmen und zu unterbinden, sondern alle unsere sittlichen Kräfte für denselben zu entbinden und uns der Erfüllung unserer höchsten Berufsaufgabe, unserer freien Bewährung vor Gottes Angesicht näher zu bringen.

Wenn wir in Christi Geist und Kraft zu der Höhe solcher Lebensauffassung uns aufschwingen, so verliert das Leiden seinen bitteren Stachel. Da wird es uns möglich, trotz der tiefsten Erfahrungen irdischen Elends und menschlicher Schlechtigkeit doch allem Lebensüberdruß fern zu bleiben und eine ruhige Lebensfreude uns zu bewahren. Ja, gerade die leidvollsten Stunden werden dann für uns ein Born des Segens und eine Quelle neuer Kraft. Dann erschließt sich uns auch die Wahrheit dieses merkwürdig dunklen Worts: Leiden ist Gnade, und das Kreuz, zuvor das traurige Sinn-

bild tiefster Schmach und bittersten Wehs, wird für uns zum erhebenden Wahrzeichen göttlicher Gnade und weltüberwindenden Glaubens.

Lasset uns beten:

Bilde uns, o Herr, nach Deinem Bilde
Ganz in jene liebevolle, milde
Herzensruhe, die es nie vergißt,
Daß nicht, der vom Bösen wird gekränket,
Nein daß der, der Böses thut und denket,
Einzig der Beklagenswerte ist. Amen!

Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Str. 1. 6.

---

2. Gabe und Erwerb.

Jak. 1, 16 – 21.

„Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts", dieses Wort hebt sich aus dem Rahmen unserer Epistel besonders hell heraus und grüßt uns als ein alter trauter Bekannter und Freund, bei dem wir gern einen Augenblick verweilen.

Alles, was wir sind und haben, was in uns und um uns ist, ist Gottes Gabe, will der Apostel sagen. Für das Gebiet des Naturlebens giebt jeder dies wohl ohne weiteres zu. Wir können ja den Winden nicht ihren Lauf weisen, wir vermögen es nicht den Himmel regnen zu lassen oder den Schoß der Erde aufzuthun, daß sie mit ihrem Vorrat uns segne; wir können auch nicht unserm eignen Leben einen Tag oder auch nur eine Stunde zusetzen. Alles dies, Luft, Licht und Leben empfinden wir als Gaben Gottes. — Aber innerhalb der von Gott uns gesetzten Lebensgrenzen, in unserm Denken und Thun, in unserm Wollen und Wirken, da fühlen wir

uns doch gar so oft als freie, unabhängige Herren und sprechen selbstgefällig und stolz nur von eigenen Gaben, eigenen Kräften, eigenen Erfolgen. Was wir besitzen, gilt uns als unserer Hände Arbeit, was wir wissen, als unseres Geistes Erwerb.

Wir wollen das Berechtigte eines solchen Selbstgefühls nicht verkennen. Wenn irgend worauf, so dürfen wir stolz sein auf das, was wir durch unsere Thätigkeit erworben und durch unser Streben aus uns gemacht haben. — Aber doch wird dieses Selbstgefühl verkehrt und gefährlich, wenn es sich nicht paart mit der rechten Demut vor Gott. Dem stolzen Wort: das habe ich alles errungen mit eigener Kraft, muß das demütige Bekenntnis zur Seite treten: durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Unser Leben mit all seinen Errungenschaften und Gütern soll uns stets in einem doppelten Lichte erscheinen: auf der einen Seite als der Ertrag unserer eigenen Arbeit, auf der anderen als eine Gabe Gottes. Wir dürfen und müssen uns zwar fühlen als die verantwortlichen Herren und Verwalter unseres Geschicks, aber zugleich doch auch als die Kostgänger Gottes, die nur leben von dem Brot, das er uns schenkt, und nur wirken in der Kraft, die er uns giebt. Arbeiten und wirken, als ob Gott gar nichts thäte, aber allezeit doch auch betend zu Gott aufschauen, als ob er alles thäte und alles nur eine Gabe seiner Vatergüte wäre, das müssen die Leitsätze unseres Lebens sein.

Es sind dies scheinbar zwei sich widersprechende Lebensansichten und Lebenspflichten, und in der That bildet ihre denkende Vereinigung ein Rätsel für unsern Verstand, um dessen Lösung schon Jahrhunderte geistiger Arbeit sich gemüht haben und wohl noch weitere Jahrhunderte sich abmühen werden. Aber auf diese denkende Vermittlung beider Pflichten kommt es gar nicht in erster Linie an, sondern vielmehr darauf, daß wir sie beide uns tief ins Herz und Gewissen

schreiben. Da finden sie von selbst ihre versöhnende Einheit und da bezeugt sich diese selbst als Wahrheit. Denn gerade in dieser Verbindung selbstbewußten Kraftgefühls mit demütiger Unterordnung unter Gott liegen die stärksten Triebfedern für unser Wollen, die tiefsten Wurzeln unserer Kraft, die hellsten Lichtquellen für unsere Erkenntnis.

Laßt uns beten! O Gott, Du frommer Gott, Du Brunnquell aller Gaben, ohn' den nichts ist, was ist, von dem wir alles haben, Du erfreust auch uns tagtäglich durch Deiner Gaben reiche Fülle. Ach, nimm das Dankopfer unseres Herzens dafür gnädig an. Thue auch ferner Deine milde Vaterhand über uns auf und spende uns Deinen Segen. Gieb uns aber auch Deines Geistes Licht, daß wir Deine Gaben als solche erkennen und daß wir sie mit Danksagung hinnehmen als Geschenke Deiner Vatergüte! Amen!

Lied: O Gott, du frommer Gott. Str. 1. 2.

---

3. Seid Thäter des Worts!

Jak. 1, 22—27.

Der Apostel sprach in der vorigen Epistel von den guten und vollkommenen Gaben, die von oben herabkommen. Hier nun nennt er die köstlichste darunter, das Wort Gottes. — Aber auch von dieser Gabe gilt dasselbe wie von allen andern: wir müssen sie selbst erwerben, um sie besitzen und ihren Segen zu genießen; es ist eine Gabe, die mit einer Aufgabe verknüpft ist, und erst indem wir diese erfüllen, empfangen wir jene.

Entgegengebracht, angeboten, dargereicht wird das Wort Gottes uns allen ja zur Genüge. Die Mutter, die den ersten Keim des Glaubens in des Kindes Herz senkt; der

Lehrer, der diese Keime zum verständnisvollen Begreifen weiter pflegt und entwickelt; der Prediger, der ihnen im Gottesdienst immer neue Nahrung giebt, sie alle spenden und vermitteln uns die Gabe des göttlichen Worts. Und doch, trotz dieses reichen Gnadenstromes so wenig Gefühl für das Wohlthuende dieser Gabe, so wenig Verständnis für ihren Wert, so wenig Verlangen nach ihrem Besitz! Woran liegt das? Etwa daran, daß die Kräfte des Gotteswortes versiegt, seine Bedeutung erschöpft, sein Geist unzeitgemäß geworden wäre? O nein, es ist ein Wort ewigen Lebens, das jeder Zeitdauer und jedem Zeitenwechsel gewachsen ist. Wenn es so wenig geschätzt wird, so liegt dies nur daran, daß wir zumeist ihm zu äußerlich gegenüberstehen.

Wir hören es wohl andächtig an; aber das Gehörte dringt nicht in unser Inneres. Es regt wohl in uns nachdenkende Betrachtung und rührsame Empfindungen an; aber der wechselnde Eindruck der nächsten Stunde verscheucht diese Gedanken und Empfindungen wieder. Thäter des Wortes zu sein, darauf kommt es an. Erst im Thun spüren wir seine Kraft und seinen Segen. Mag das Wort Gottes dir mit Menschen- und Engelszungen gepredigt werden, mag dich die Schönheit seiner Form hinreißen, die Tiefe seines Inhalts dich packen: es bleibt ein tönender Schall und ein toter Klang ohne belebende Nachwirkung, wenn es nicht Eingang findet in das innerste Heiligtum deines Willens und sich dort umsetzt zu freiem, persönlichem Thun. Erst die That ist der Schlüssel, der die Zaubergewalt des Wortes erschließt, der Hebel, der seine verborgenen Lebenskräfte ans Licht zieht. — Nur wer das Wort Gottes innerlich verarbeitet und es in seinen Willen als treibende Kraft aufnimmt; nur wer es aus dem Hörraum der Kirche in den Werkraum des Lebens hinausträgt und es dort lebendige Gestalt gewinnen läßt in gottgefälligem Thun, nur der empfindet es als eine edle

Himmelsgabe und nur der spürt seinen reichen Segen und seine unerschöpfliche Kraft.

Mühen wir uns darum, nicht bloß Hörer des Wortes zu sein, sondern auch Thäter. Lassen wir es nicht flüchtig an unserm Ohr vorbeigehen, sondern öffnen wir ihm unser Herz und machen wir es zur Richtschnur unseres Lebens. Die Gottesliebe, die darin zu uns spricht, treibe uns zu eigener Liebesgesinnung und Liebesthat, und das gebieterische „du sollst" des göttlichen Gesetzes finde seinen Wiederhall bei uns in einem freien, fröhlichen, ehrlichen „ich will"! Amen!

Lied: Herr, öffne mir die Herzensthür. Str. 1. 2.

4. Dienet einander!

1. Petr. 4, 8—11.

Gottes weise Vorsehung hat die Gaben und Kräfte gar verschieden unter die Menschen verteilt: der eine hat diese, der andere jene, der eine mehr, der andere weniger, keiner hat sie alle zusammen. Darum kann keiner seiner Mitmenschen völlig entraten und sich selbst alles verschaffen, was zum Vollgenuß des Lebens erforderlich ist, sondern es geht wie in der Fabel des Menenius Agrippa: einer ist auf den andern angewiesen, und ein Band gegenseitiger Ergänzung und Ausgleichung verknüpft jeden einzelnen aufs engste mit seiner Umgebung.

Die Pflicht, die uns hieraus erwächst, kleidet der Apostel in die Worte: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat!" Unser Leben soll ein Dienst an unsern Mitmenschen sein; es gehört nicht uns allein, sondern auch ihnen. Was wir sind und haben, ist ja nicht unser

eigen, sondern nur ein Lehen von Gott, und der Zins, den wir Gott dafür schuldig sind, ist die Verwendung unserer Gaben im Dienste und zum Wohle der Gesamtheit.

Solch eine stetige Rücksichtnahme auf unsere Mitwelt kostet freilich oft Opfer und bringt uns, oberflächlich angesehen, zuweilen auch Nachteil. Aber sie trägt doch auch reichen Segen in sich. Denn gerade die Unterordnung unserer Thätigkeit unter die Zwecke einer größeren Gemeinschaft giebt uns das Gefühl höheren Wertes. Das größere Ganze, in dessen Dienst wir uns stellen, hebt unser Thun über die bloße Tagelöhnerarbeit und den nackten Broterwerb hinaus und giebt unserm Streben einen frischeren Zug und edleren Schwung. Ja gerade je mehr wir nach außen hin unsere Kräfte im Dienste der Menschheit einsetzen, um so mehr wachsen wir an innerem Gehalt und damit auch an rechter Lebensfreudigkeit. Die Liebe, die wir ausgeben, nimmt uns nichts, sondern bereichert uns nur, und je mehr wir geben, um so mehr empfangen wir auch.

Herr Gott, lieber himmlischer Vater! Du hast uns alle in Deinen Dienst berufen und mit Deinen Gaben und Kräften ausgestattet. Stärke unsere Thatkraft und unsere Freudigkeit, daß wir nicht müde werden, diese Gaben und Kräfte in Deinem Geist zum Wohle der Menschheit zu gebrauchen und zu wirken, solange es Tag ist. Lehre uns auch stets bedenken, daß wir Rechenschaft über unser Thun ablegen müssen, und gieb, daß wir einst als treue Haushalter erfunden werden, die ihr anvertrautes Teil, sei es nun groß oder klein, mit Treue, Gewissenhaftigkeit und Hingebung verwaltet haben! Amen!

Lied: Mein erst Gefühl sei Preis und Dank.

Str. 1, 9 u. 11.

5. Die Liebe der Weg zu Gott.

1. Joh. 4, 16—21.

Gott ist die Liebe, das ist der Grundton unserer heutigen Epistel. Sie bildet damit gleichsam eine Ergänzung zu der Epistel des vorigen Sonntags. Dort mahnte uns der Apostel des Glaubens an die Erhabenheit und Unbegreiflichkeit Gottes; hier weist uns der Apostel der Liebe einen Weg, auf dem wir Gott dennoch nahe kommen können. — Voll anbetender Bewunderung bekannte Paulus und wir bekennen mit ihm: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!" Wir fanden uns bei der Betrachtung göttlichen Wesens und Waltens vor einen schwindelnden Abgrund gestellt, dessen Tiefen und Geheimnisse unser schwacher Menschenverstand nicht zu ergründen vermag. Und doch, trotz dieses Gefühls unserer Ohnmacht und Beschränktheit zieht es uns immer wieder mächtig hin zu diesem unergründlichen Wesen, fast als hofften wir es doch noch einmal erfassen zu können, und unsere Seele ist unruhig, bis daß sie ruhet in Gott. Woher dieser stille, unwiderstehliche Herzensdrang? Daher, weil dieses unendliche Wesen bei all seiner Erhabenheit uns doch nicht so fremd ist. Wir besitzen in uns eine ihm verwandte Seite, die uns ihm nahe rückt, ein Band, das uns mit ihm verknüpft. Es ist die Liebe. Gott ist Liebe, und wir haben Liebe, sind ihrer fähig und bedürftig, darin liegt das Geheimnis dieses ewigen Zuges der Menschheit zur Gottheit. Denn Liebe besitzt magnetische Kraft; die Liebe Gottes zieht unsere Liebe an sich, und je mehr wir selbst von Liebe in uns spüren, um so stärker empfinden wir

auch den Pulsschlag der Gottheit und um so tiefer dringen wir in ihr Wesen ein. Ein berühmter Forscher sagt einmal: „Irdische Dinge muß man verstehen, um sie zu lieben; göttliche Dinge muß man lieben, um sie zu verstehen". Die Liebe ist in der That der Weg, der uns am tiefsten in Gottes Wesen und Wege hineinführt. Und sie ist ein Weg zur Gotteserkenntnis, der dem Kindesgemüt ebenso zugänglich ist, wie dem gereiften Manneshherzen, und dem ungebildeten Menschen so gut, wie dem gebildeten. Denn nicht dem forschenden Nachdenken des Verstandes, sondern dem schlichten, innigen Sehnen des liebewarmen Herzens offenbart und erschließt sich Gott. Wer in der Liebe bleibet, der und nur der bleibet in Gott und, Gott in ihm.

Liebe, die Du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die Du mich so milde
Nach dem Fall mit Heil bedacht,
Liebe, Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich! Amen!

Lied: Ich will dich lieben, meine Stärke. Str. 1. 8.

---

6. Der erzieherische Wert der Geschichte.

1. Kor. 10, 6 — 13.

Der Apostel Paulus hält hier den korinthischen Christen bei den mannigfachen Versuchungen, die sie umringten, das Geschick des Volkes Israel als warnendes Beispiel vor Augen. Die Geschichte ist ihm also ein Mittel erzieherischer Einwirkung.

Fragen denn auch wir uns einmal, weshalb wir einen so großen Teil unserer Zeit und Arbeit auf das Studium der

Vergangenheit verwenden! Etwa nur, um unsern Wissensdurst und unsere forschende Neugier zu befriedigen? Oder nur, um mit den bunten Wandelbildern der Zeiten unsern Geist angenehm zu unterhalten? Nein, wenn irgend eine wissenschaftliche Beschäftigung, so verfolgt die Geschichte praktische, sittlich bildende Ziele. Wir sollen nicht nur Geschichte lernen, sondern vor allem aus der Geschichte lernen. Der geschichtliche Stoff soll nicht nur ein toter, ruhender Gedächtnisbesitz sein, sondern eine wirksame Lebenskraft werden. Die Vergangenheit soll uns das Verständnis der Gegenwart klären, vor allem aber auch unser Verhalten in der Gegenwart bestimmen und unsern Charakter bilden. Aus dem Auf- und Abwogen des Zeitenstroms die ewigen Gesetze des Weltlaufs und des göttlichen Weltenplans erkennen und verstehen lehren, bei den lichten Höhepunkten nacheifernde Begeisterung, bei den dunklen Tiefen heilsame Erschütterung wirken, das ist Ziel und Aufgabe der Geschichte. — Und ob heilig oder profan, all und jede Geschichte kann solche Gedanken und Gefühle in uns wecken. Aber freilich keines Volkes Geschichte vermag dies in solchem Grade, wie die des Volkes Israel. In ihr und durch sie spricht Gottes Weisheit und Liebe am allerdeutlichsten und vernehmlichsten zur Menschheit. Mit durchsichtiger Klarheit hebt sich Gottes Plan daraus hervor, und anderseits begegnet ihm von seiten des Volkes oder doch wenigstens seiner Geistes- und Glaubenshelden eine Tiefe des Verständnisses, wie sonst bei keinem andern Volk des Altertums. Israels Geschichte, wie sie in den Thatsachen sich darstellt und in den Herzensergüssen der heiligen Schriftsteller sich spiegelt, bildet eine große Erfahrung von Gottes unendlicher Vatergüte gegenüber dem Volke seiner Wahl, aber auch von Gottes heiliger Gerechtigkeit und erzieherischer Strenge gegen den widerspenstigen und ungetreuen Auserwählten.

Lernen wir denn Israels Geschichte und überhaupt alle Geschichte in diesem Sinne verstehen und für unser Leben verwerten. Vergessen wir über der rein gedächtnismäßigen Aneignung und der verstandesmäßigen Verarbeitung nicht, auch hin und wieder unser Herz zu fragen, was die Geschichte uns sagen will. Erwärmen und erheben wir uns an allem Schönen und Großen der Vergangenheit; aber halten wir uns auch den Blick offen für die heilige Gerechtigkeit, die in der Weltgeschichte waltet! Amen!

Lied: Komm, o komm, du Geist des Lebens. Str. 1. 3.

7. Christliche Geistesgaben.

1. Kor. 12, 1 – 11.

Unsere Epistel läßt uns einen Blick thun in den Reichtum von Geistesgaben, dessen die Christengemeinde zu Korinth sich erfreute. Das Christentum war von diesen hochbegabten und warm empfänglichen Hellenen mit der ganzen Glut ihres Empfindens und der ganzen Kraft ihrer Begeisterung aufgenommen und hatte in diesen ihrem Stande nach einfachen Leuten eine Fülle von neuen Erkenntnissen und Anschauungen, von Geistes- und Redegaben, von Kraft- und Wunderthaten hervorgebracht.

Sind nun diese Wundererweisungen christlichen Geistes für immer vorbei? Sind sie nur das besondere Vorrecht der ersten Christenheit gewesen? Hat der Gnadenstrom des heiligen Geistes heute zu fließen aufgehört? Gewiß, so überschwengliche Erscheinungen, wie sie die korinthische Gemeinde bietet, zeigt unsere Zeit nicht mehr oder doch nur in vereinzelten Fällen. Sie sind Erzeugnisse einer besonders begnadeten und religiös hochgespannten Zeit, der für immer vorbildlichen Zeit des jungen, entstehenden Christentums.

Aber tot ist Christi Geist auch heute nicht. „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben." Wir dürfen nur nicht ängstlich gerade das nur als christliche Geistesgaben bezeichnen, was der Apostel hier als solche nennt. Unsere Zeit hat andere Gaben, weil sie andere braucht. Oder wirkt nicht christlicher Zeugengeist in den Männern, die opferwillig und mutvoll in die unwirtliche Fremde hinausziehen, um neue Jünger für ihren Herrn zu werben? Ist nicht christlicher Liebesgeist die Wurzel der vielen Werke der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit, die gerade unsere Zeit so zahlreich aufweist? Lebt nicht christlicher Duldersinn still verborgen in so manchem Herzen, das unter der Not des Lebens schwer darniederliegt? Ja, vieles von unsern Sitten und Einrichtungen, unsern Anschauungen und Erkenntnissen trägt das Ursprungszeugnis christlichen Geistes an sich. Wir müssen uns nur ein offenes Auge dafür erwerben und uns von dem landläufigen Irrtum losmachen, daß unsere Neuzeit mit all ihren Errungenschaften ein Werk der sogenannten Humanität sei. Spüren wir tiefer den Ursachen der Entwicklung nach, so stellen sich oft Dinge als Wirkungen des Christentums heraus, die wir nicht gewohnt sind als solche anzusehen, weil sie zum selbstverständlichen Besitz unsers Lebens geworden sind.

Lassen wir uns also den Blick schärfen für des christlichen Geistes Wirken in unserm Leben, wie in dem Leben der uns umgebenden Welt. Aus der besseren Erkenntnis wird dann auch erwachsen das Gefühl der Dankesschuld gegen Gott für den Schatz seiner Gaben und das Gefühl der Verpflichtung, was wir selbst an Gaben und Kräften in uns spüren, zum gemeinen Nutzen und zur Ehre Gottes zu verwenden, damit das Wort „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist" nicht bloß Anerkennung, sondern auch Verwirklichung finde.

Geist des Glaubens, Geist der Stärke,
Des Gehorsams und der Zucht,
Schöpfer aller Gotteswerke,
Träger aller Himmelsfrucht,
Geist, du Geist der heil'gen Männer,
Könige und Prophetenschar,
Der Apostel und Bekenner,
Auch bei uns werd' offenbar! Amen!

Lied: Zeuch ein zu meinen Thoren. Str. 1. 2.

8. Die Gegensätze in Pauli Wesen.

1. Kor. 15, 1 – 11.

Es ist ein merkwürdiges Gemisch von Demut und Selbstgefühl, das sich in des Apostels Worten hier ausspricht; es ist eine Verbindung von Gegensätzen, wie sie nur in einer religiös so tief veranlagten Natur möglich war. — Ich bin der geringste unter allen Aposteln, das sagt ein Mann von so glänzenden Gaben, der einst eine Zierde jüdischen Schriftgelehrtentums zu werden versprach und dann nach Gottes Ratschluß der erste und bedeutendste christliche Schriftgelehrte wurde; das sagt ein so treuer Arbeiter, der in jedem Erfolg nur einen Ansporn zu weiterem Vorwärtsstreben sah; das sagt solch ein Feuergeist, der, was er ergriff, mit der ganzen Kraft seiner Person vertrat; ein so mutiger Vorkämpfer des Evangeliums, der es zuerst wagte, die Botschaft von Christo in die Heidenwelt zu tragen; ein so unübertroffener Meister in der Kunst, Seelen zu gewinnen und nicht minder, Seelen zu beherrschen und zu leiten; ein opferwilliger Märtyrer seiner Überzeugung und seines Berufs, den keine Mühe zu groß, keine Verfolgung zu hart, keine

Schmach zu drückend für sein Apostelamt dünkte; ein großartiger Welteroberer endlich, dem zwei Erdteile sich beugten und der das anspruchsvolle Hellas, wie das spröde Rom einzig und allein durch die Macht seiner Predigt und die Kraft und Wahrheit seiner Sache unter das schlichte Zeichen des Kreuzes bannte. Dieser gewaltige Mann, der seinesgleichen nicht viele hat, nennt sich den geringsten unter den Aposteln, nicht wert, ein solcher zu heißen! Fast erscheint uns dieses Wort wie übertriebene Bescheidenheit und gesuchte Demut, hinter der sich doch nur selbstgefälliger Hochmut birgt. Aber nein, von unwahrer, unnatürlicher Zurückdrängung berechtigter Gefühle ist bei ihm nichts zu spüren; in demselben Atemzug sagt er mit unbefangenem Selbstgefühl: „Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle.“ Wie erklärt sich diese scheinbar widerspruchsvolle Verbindung tiefster Demut und edlen Stolzes? Wo hat sie ihre innere Einheit?

Ihren Grund und ihre Einheit findet sie in dem Glaubensleben des Apostels, in den Tiefen seines christlichen Bewußtseins. Christus steht im Mittelpunkte seines Lebens; auf ihn führt er zurück, was er hat; an ihm bemißt er, was er thut. Voll stolzen Selbstgefühls blickt er zu ihm empor als seinem Herrn und Meister, der ihn in seinen Dienst berufen und zu seinem auserwählten Rüstzeug erhoben hat. Aber der Blick auf Christum beugt ihn auch wieder tief herab. Denn Christus ist ihm zugleich auch sein Gott, dem er gleich werden, sein Erlöser, dem er seine Schuld bezahlen muß, und an dessen heiliger Person und unendlicher Liebe gemessen, erscheint ihm alle eigene Würdigkeit so gar hinfällig und alles eigene Verdienst so nichtig. — Von dieser Herzensstellung zu seinem Herrn und Heiland aus ist Pauli scheinbar zwiespältiges Wesen allein zu verstehen. Christus ist der lebendige Einheitspunkt seiner widerstreitenden Gefühle, der Grund seines Stolzes sowohl wie seiner Demut.

Laßt uns beten:

O Du einer, der Du allen
Alles giebst und alles bist,
Weil nach Gottes Wohlgefallen
Alle Fülle in Dir ist;
Alle hast Du eingeladen,
Alle sollen zu Dir nah'n,
Allen hast Du aufgethan
Solche Fülle Deiner Gnaden!
Selig, wer es recht genießt,
Was Du giebst und was Du bist! Amen!

Lied: Herr und Heiland, nimm mich hin. Str. 1. 2.

---

9. Die beiden Gottesleuchten.

2. Kor. 3, 4—11.

Auf dem Altar unserer Kirchen brennen zwei Kerzen, nicht nur als schmückende Zier, sondern als sinnvolle Bilder für das doppelte Licht, das der heilige Geist in die Christenheit hineinstrahlt, das Licht des Gesetzes und das Licht des Evangeliums. — Auch in unserm heutigen Text spricht der Apostel von diesem doppelten Licht und seiner zwiefachen Klarheit, und es ist ihm besonders darum zu thun, die überschwengliche Klarheit und Herrlichkeit des Evangeliums gegenüber dem alttestamentlichen Gesetz hervorzuheben.

Das mosaische Gesetz ist zwar ein helles Licht, ein Strahl aus dem Urquell alles Lichts, aus Gott; aber es ist ein Licht, das da scheint, ohne zu wärmen. Es ist ein blendend Licht, vor dem das Auge verwirrt sich senkt, wie einst Israels Auge vor dem leuchtenden Antlitz des Mose. Seine Strahlen sind Bannstrahlen, die nicht erquicken, sondern nur verwunden. Sie dringen in die tiefsten Falten des

Herzens, und doch wird's uns dabei nicht warm, und kein freudiges Leben erwacht; denn dieses Licht deckt nur alle die dunklen, trüben Stellen des Herzens auf und erweckt uns Schmerz und Reue und Sorge. Es ist das Licht des Gottes vom Sinai, der unter Donnern und Blitzen sich ankündet und in der einen Hand Zorn und nur in der andern Liebe trägt.

Ganz anders das zweite Licht, das Licht des Evangeliums! Sein Glanz ist unendlich heller, seine Klarheit überschwenglich größer, und doch hat es nichts Blendendes und Stechendes, nichts Erschreckendes und Demütigendes an sich. Es wird uns wohl und warm bei diesem Licht, und unwiderstehlich fühlen wir uns hingezogen zu seinem milden Glanz. Denn der Quellpunkt dieses Lichts ist ein dornengekröntes Dulderhaupt, ein mild verklärtes Antlitz, das ein Meer von Liebe und Erbarmen ausstrahlt.

Nun, wenn dieses zweite Licht um so viel strahlender, belebender, wohlthuender ist, weshalb dann noch das erste? wozu die beiden Lichter auf dem Altar? warum noch das Gesetz neben dem Evangelium, das alte Testament neben dem neuen? Darum, weil beide notwendig sind. Auch in der Geschichte des Heils gehen beide neben einander her. Neben der Person Christi steht die Gestalt des Mose, und wir würden Christum nicht voll begreifen, wenn wir Mose nicht kennten, und das Christentum nicht verstehen ohne das Judentum. Und was sich in dem großen Rahmen der Heilsgeschichte abspielt, das erneuert sich in der Lebensgeschichte des einzelnen; auch hier kein Christus ohne Mose, kein Evangelium ohne Gesetz. Paulus sagt: „Auch das Amt, das die Verdammnis predigt, hat Klarheit.“ Ja, auch das Gesetz mit seiner niederschmetternden, verdammenden Richterstimme ist eine Offenbarung des lebendigen Gottes, an der auch wir Christen nicht vorübergehen dürfen. Denn ohne Gesetz kein Ver-

ständnis und keine Empfänglichkeit für das Evangelium; ohne die Sündenerkenntnis und bittere Reue, die das Gesetz wirkt, kein wahrer Glaube; ohne Zucht keine Heiligung! Es birgt sich in diesem Nebeneinander von Gesetz und Evangelium eine tiefe erzieherische Weisheit, die wohl weiß, was unserer schwachen Menschennatur not thut.

Freilich, auf die lichte Höhe wahren Lebens führt uns das Gesetz nicht. Es ist nur ein Durchgangsstadium, es hat nur eine vergängliche Klarheit, die zuletzt vor dem Lichtglanz des Evangeliums erbleichen muß. Mehr und mehr soll die Liebe Christi so tief in unser Herz eindringen, daß es des knechtenden Gesetzesbuchstabens nicht mehr bedarf, sondern das Gute gethan wird aus dem freien Triebe des Geistes heraus, der die lichte Schönheit des Guten in Christo erkannt hat.

Herr Jesu, Gnadensonne,
Wahrhaft'ges Lebenslicht,
Laß Leben, Licht und Wonne
Mein blödes Angesicht
Mit Deiner Gnad' erfreuen
Und meinen Geist erneuen!
Mein Gott, versag' mir's nicht!

Ach zünde Deine Liebe
In meiner Seele an,
Daß ich aus innerm Triebe
Dich ewig lieben kann
Und Dir zum Wohlgefallen
Beständig möge wallen
Auf rechter Lebensbahn! Amen!

Lied: Es ist das Heil uns kommen her. Str. 1. 9.

10. Buchstabe und Herzensglaube.

Gal. 3, 15—22.

Die heutige Epistel ist gleich der vorigen beherrscht von dem Gegensatz: Gesetz und Evangelium, Forderung und Verheißung, Werkgerechtigkeit und Glaube. — Den galatischen Christen waren Gewissensbedenken aufgestiegen. Eine jüdische Sekte unter ihnen verlangte, daß sie den alttestamentlichen Gesetzesvorschriften, insbesondere der Beschneidung sich unterzögen; denn nur wenn sie Glieder des Abrahamvolkes würden, könnten sie ihres Heiles gewiß werden.

Gegen diese Knechtung des Christentums unter den jüdischen Gesetzesbuchstaben tritt der Apostel entschieden in die Schranken: das Christentum gründet sich nicht auf Gesetzesparagraphen, sondern auf die Gnadenverheißungen Gottes, und es verlangt von seinen Bekennern nicht den Ausweis bestimmter gesetzlicher Leistungen, sondern nur glaubensvolle Hingebung an den Herrn; wahre Religion ist nicht Zwang und Furcht, sondern Glaube und Vertrauen. — Dies zeigt der Apostel dann auch an der eigenen Geschichte der Juden und insbesondere an dem Lebensbilde ihres Stammvaters Abraham, auf den sie ja ihre ganzen Ansprüche gründeten. Was war denn das Große und Erhabene an dieser edelsten Gestalt der jüdischen Geschichte? War es dies, daß er mit peinlicher Sorgfalt dem Herrn Opfer brachte und mit ängstlicher Regelmäßigkeit seine Feste feierte? War es dies, daß er einen bestimmten Sittenkodex bis ins einzelnste genau befolgte? War es dies, daß er seine Vorstellungen und Gedanken über Gott von allem heidnisch-abergläubischen Beiwerk

frei und ungetrübt erhielt? Nein, von äußerem Gesetzeswerk wußte er nichts, eine ausgebildete Wissenschaft über Gott und göttliche Dinge hatte er nicht. Aber eins besaß er, nämlich einen unerschütterlichen Glauben, ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes Liebe und Gnade. Im Vertrauen auf seinen Gott ergreift der schon gereifte Mann den Wanderstab und tauscht die traute Heimat seiner Lieben gegen eine unbekannte Fremde ein; im Vertrauen auf seinen Gott wagt er noch eine Nachkommenschaft zu erhoffen, wo nach menschlichem Ermessen schon alle Hoffnung verloren war; im Vertrauen auf seinen Gott ist er bereit, sein Liebstes und Bestes, den langersehnten einzigen Sohn als Opfer dahinzugeben. Diese gewaltige Glaubenskraft, die auch in der äußersten Not und unter den dunkelsten Lebensrätseln an dem Liebeswillen Gottes nicht verzagt, die giebt dem Abraham die ideale Weihe und erhebt ihn zu einem Vorbild wahrer Religion und zu einem Vorkämpfer und Vorläufer des Christentums. Seine Person ist also nicht ein Stützpunkt für jene jüdischen Ansprüche, sondern gerade eine lebendige Anklage gegen das ganze kleinliche Gesetzeswesen des damaligen Judentums, das über dem Buchstabendienst den Geist, über der Fülle gesetzlicher Regeln die wahren Grundlagen der Frömmigkeit vergessen hatte.

Gewiß soll damit der Wert einer gesetzlich festgelegten Religion nicht verkannt werden. Auch Paulus hat dies nicht gethan. Das Gesetz ist heilig, gerecht und gut, sagt er. Sobald der Glaube aus dem Heiligtum des Herzens heraustritt und verkündigt, gelehrt, gepredigt werden soll, bedarf er der Hülle des starren Buchstabens und der Fessel des bestimmt ausgeprägten Worts. Die weise Rücksicht auf menschliche Schwachheit und Unempfänglichkeit wird auch gar oft das zarte religiöse Gefühl in die harte Form des Gebots kleiden. Darum hat das Judentum sein Gesetz erhalten, und darum kann auch das Christentum trotz seines Gnadeninhalts

die Befehlsform nicht entbehren und trotz seiner Innerlichkeit der äußeren Ausgestaltung in bestimmten Lehrsätzen nicht entraten. Aber diese äußere Schale darf nicht als der wahre Inhalt der Religion angesehen werden. Was ihren tiefsten Kern und Stern ausmacht, was alle religiöse Unterweisung wecken und stärken soll, ist nicht Gesetzesgehorsam und Buchstabenglaube, sondern ein tiefes, innerliches, herzliches Vertrauen zu Gott, wie ein Abraham es besaß, wie wir es aber vollkommen nur lernen und empfangen in der Gemeinschaft unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.

Drum auch, Jesu, Du alleine
Sollst mein ein und alles sein!
Prüf', erfahre, wie ich's meine,
Tilge allen Heuchelschein!|
Sieh, ob ich auf bösem, betrüglichem Stege
Und leite mich, Höchster, auf ewigem Wege!
Gieb, daß ich nichts achte, nicht Leben noch Tod,
Und Dich nur gewinne; dies eine ist not! Amen!

Lied: Ich habe nun den Grund gefunden. Str. 1. 8.

---

11. Christliche Tugenden.

Gal. 5, 16 – 24.

Ein alter Kirchenvater hat den kühnen Satz aufgestellt: die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster. Gewiß, in dieser schroffen Form ist der Satz anfechtbar. Aber ein richtiger Kern steckt doch darin. Wenn wir die herrliche Blütenlese christlicher Tugenden, die der Apostel in unserer Epistel aufstellt, überschauen, drängt sich uns da nicht die zweifelnde Frage auf: vermag wohl auch das Heidentum eine solche Fülle des Guten aus sich hervorzubringen? und wenn es dazu im stande ist, sind dann seine Tugenden auch so

tief innerlich begründet und so naturgemäß erwachsen, wie die christlichen? Ja allerdings, eins fehlt dem Heidentum sicher, nämlich der gemeinsame Grund, aus dem alle diese christlichen Tugenden hervorgehen, die einheitliche Kraft, die in ihnen allen sich ausspricht, der eine selbe Geist, der sie alle durchzieht; kurz, es fehlt ihm Christus. Das giebt den christlichen Tugenden ihren unerreichbaren Vorzug, daß sie naturgemäß wie die Pflanze aus dem Nährboden christlichen Glaubensgeistes emporsprießen. Es sind keine Treibhauspflanzen, die durch denkende Betrachtung oder Berechnung künstlich erzeugt und durch gesetzliche Vorschriften mühsam gestützt sind, sondern frei und fröhlich wachsen sie heraus aus der Tiefe christlichen Empfindens, welches Jesu Geist in das Herz gesenkt hat. Darin liegt ihre Kraft, ihre Schönheit, ihre Wahrheit. In ihnen verwirklicht sich das, was die Propheten des alten Testaments ahnend geschaut und was sie unter dem vergeblichen Ringen ihres Volkes nach Heiligung schmerzlich ersehnt hatten, wenn sie sagten: „Es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel einen neuen Bund machen. Ich will ihnen ein neues Herz und einen neuen Geist geben; ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben.“ Ja, wer Christi Geist wahrhaft in sich aufgenommen hat, den treibt es von selbst zum Guten und der kann nicht mehr anders, als Liebe, Freude und Friede hegen.

Freilich ist dies ein Ideal, das wir auf Erden nie ganz erreichen. Denn Christum ganz zu erfassen und in uns aufzunehmen, dazu kommen wir bei der Schwachheit unserer Natur und unserer sündigen Anlage nicht. Auch ein Paulus hat es nicht erreicht; auch er muß von sich bekennen: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.“ — Aber gerade das Bewußtsein, dem Ziele noch fern zu sein, und das Gefühl

der Schwierigkeit, es zu erreichen, soll ein steter Sporn für uns sein. Es wird uns damit die Lebensaufgabe gestellt, in fortwährendem Kampfe dem Geist die Herrschaft über das Fleisch zu erringen und uns immer tiefer in Christi Wesen hineinzuleben, damit auch seine Tugenden immer klarer und leuchtender an uns offenbar werden. Ihm wollen wir denn auch unser Tugendstreben ans Herz legen und sprechen:

Nimm Deinen Geist, den Geist der Liebe
Ja nun und nimmermehr von mir
Und leite mich durch seine Triebe,
Durch seinen Beistand für und für.
Ja führe Du mich durch die Zeit
Hin zu der reinen Ewigkeit! Amen!

Lied: Es glänzet der Christen inwendiges Leben. Str. 1. 8.

12. Thätige Liebe.

Gal. 5, 25 — 6, 10.

Wandelt im Geist, das ist die Grundmahnung der jetzigen Episteln. Heute nennt uns nun der Apostel zwei große Gebiete, in denen sich dieser Wandel im Geist offenbaren soll: einmal in der duldenden Liebe, die des andern Last trägt, weil sie die eigene Schwäche kennt, und sodann in der thätigen Liebe, die da Gutes thut an jedermann, ohne müde zu werden.

Ob unsere Jetztzeit in der duldenden Liebe sehr groß ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber der Ruhm gebührt ihr, groß zu sein in der thätigen Liebe. Praktisches Christentum, das ist heutzutage das maßgebende Losungswort unserer Kirche, praktisches Christentum, das seine Bethätigung nicht hauptsächlich sucht in erregten Kämpfen um Lehrmeinungen und Glaubensunterschiede, sondern das alle die verschiedenen, auseinandergehenden Geister zu einen und zu versöhnen strebt in gemeinsamen Werken der Liebe. Ge-

wiß sind auch frühere Jahrhunderte nicht müßig gewesen, Gutes zu thun; aber die Wohlthätigkeit blieb doch mehr auf die nächste Umgebung beschränkt. Unser Jahrhundert hat zuerst eine Liebesthätigkeit im großen Stile entfaltet und sie in die Weite und Breite ausgedehnt. Der ungeheure Aufschwung des Weltverkehrs, die leichte, schnelle Verbindung des fernsten Osten mit dem fernsten Westen durch Eisenbahnen und Dampfschiffe, die Hineinziehung der Begebenheiten aller Länder in den Kreis unserer Interessen, wie Telegraphie und Zeitungswesen sie hervorgebracht haben, dies alles hat auch der christlichen Liebesthätigkeit weiteren Blick, kräftigere Anregung, neue Gebiete gegeben. Und entsprechend dem Zuge unserer Zeit nach Zusammenschließung der Einzelkräfte zu großen Gemeinschaften, haben christliche Männer und Frauen zu Vereinen und Körperschaften sich zusammengethan und sich zu gemeinsamer Hilfeleistung an ihren Mitmenschen die Hände gereicht. Großes und Herrliches ist dadurch geschaffen worden. Wie mit einem Netze von Liebesfäden umspannen diese christlichen Genossenschaften Stadt und Land, Volk und Staat, ja die ganze weite Erde. Wer möchte sie alle aufzählen, die Vereine für die Mission nach innen und außen, für die Pflege der Kranken und die Unterstützung der Armen, für die Rettung verkommener oder gefährdeter Seelen, für die Veredelung des geselligen Lebens! Eines dieser Vereine möchte ich besonders gedenken, weil er auf seine Fahne das Wort unsrer Epistel als Leitspruch geschrieben hat: „Als wir denn nun Zeit haben, so laßt uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen", ich meine den Gustav-Adolf-Verein, zu dessen gesegnetem Wirken auch Ihr ja Euer Scherflein beisteuert und dessen edle Helferarbeit uns gerade in unsrer Provinz besonders lebendig vor die Augen tritt. — Fürwahr, ein Blick auf diesen reichen Segensstrom christlicher Liebeswerke muß für ein empfängliches Herz ein

lauter Mahnruf zu Lob und Dank gegen Gott und für einen zagenden, kleinmütigen Geist ein erhebendes Zeugnis sein von der unverwüstlichen Lebenskraft unseres Evangeliums.

Einen Vorwurf hat man der modernen Liebesthätigkeit freilich gemacht und scheinbar mit Recht. Man sagt, sie sei zu unpersönlich, Geber und Empfänger kennten sich oft gar nicht, und es fehle darum diesem vereinsmäßigen Wohlthun an dem tiefsten und edelsten Beweggrunde, der Liebe von Person zu Person. So berechtigt dieser Vorwurf scheint, ein wahrhaft christliches Wohlthun trifft er nicht. Denn für dieses giebt es ein Band, das Geber und Nehmer immer verbindet, auch wenn Raum und Zeit sie von einander trennen und ihre Augen sich niemals geschaut haben. Dieses gemeinsame Band ist unser Herr und Heiland Christus. Er vermittelt gleichsam Geben und Nehmen und ersetzt die persönliche Bekanntschaft. Ihm gilt die Liebe des Gebers, der da giebt, ohne zu wissen, für wen; ihm gilt auch der Dank des Empfängers, der empfangen hat, ohne zu wissen, von wem. Eins aber folgt daraus: wenn auch christliche Liebesthätigkeit die ganze Erde umspannt und an keine Schranken der Rasse, der Nationalität oder des Bekenntnisses gebunden ist, am innerlichsten, herzlichsten, reichsten wird sie sich doch da äußern, wo sie geschieht an des Glaubens Genossen; denn nur hier kann sie voll verstanden und gewürdigt werden.

Lasset uns beten:

Jesu, hast Du uns geboten,
Daß man Liebe üben soll,
O so mache doch die toten,
Kalten Geister lebensvoll;
Zünde an die Liebesflamme,
Daß ein jeder sehen kann:
Wir, als die von einem Stamme,
Stehen auch für einen Mann! Amen!

Lied: O heilger Geist, kehr bei uns ein. Str. 1. 6.

13. Schicket euch in die Zeit!

(Zum 18. Oktober.)

Eph. 5, 15 — 21.

„Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit!"* solch ein Wort, das uns an die Trübsale des Daseins mahnt, hören wir nicht gern. Der Blume gleich, die der Sonne ihren Kelch zuwendet, haftet unser Herz zu gern nur an den freundlichen Lichtseiten des Lebens und meidet nach Möglichkeit alle Gedanken an seine dunklen Kehrseiten. Und doch ist es gut und weise, solche Gedanken, wenn auch nicht zum Grundton des Lebens zu machen, so doch zuweilen durchzudenken. Wir sind dann gefaßter und vorbereiteter, wenn das Leben seine harte Thatsachensprache mit uns redet. Denn eine Thatsache ist Schmerz und Leid im Leben, und das Wort unserer Epistel ist durchaus nicht etwa eine Ausgeburt überspannt weltschmerzlicher und weltflüchtiger Lebensanschauung, sondern ein einfaches Ergebnis ruhiger Überlegung und allgemein menschlicher Erfahrung. Das Leid ist ein Lebensfaktor, den keine Selbsttäuschung zu leugnen und aus der Welt zu schaffen vermag. Jeder Stand, jedes Alter, jede Zeit muß sich ihm beugen, der König nicht minder wie der Bettler, der Jüngling ebenso wie der Greis, die Jetztzeit so gut wie die Vergangenheit. — Auch der morgige Tag mit seinen Rückerinnerungen, die wir heute schon erneuern wollen, bringt

* Die falsche Luthersche Übersetzung kann von der praktischen Verwendung dieses Worts nicht abhalten, da dasselbe in dieser Form festes Besitztum des evangelischen Volkes geworden ist und auch einen gut biblischen Gedanken enthält.

uns die traurige Wirklichkeit jener Thatsache recht deutlich wieder zum Bewußtsein. Wir haben morgen den 18. Oktober, den Geburtstag unsers verblichenen Kaisers Friedrich. Wenn je ein Leben, so war das seinige eine ernste, eindringliche Predigt über jenes Apostelwort: Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit.

Zunächst freilich schien es, als sollte gerade dieser Mann das Wort von der bösen Zeit Lügen strafen. Anfänglich schien über seinem Leben ein selten reines Glück gebreitet. Durch seine Geburt in einem fürstlichen Hause war er auf die Höhe des Lebens gestellt, wo kaum andere Schranken als die des eigenen Pflicht- und Standesgefühls den freien Lauf der Wünsche und Neigungen einengen. Als der einzige Sohn neben einer einzigen Schwester genoß er im reichsten Maße Elternliebe und Elternsorge. Ein ernst veranlagter Vater und eine geistvolle Mutter leiteten seine Jugend, bedeutende, geistanregende Lehrer begründeten seine Bildung. Wider Erwarten erschloß sich ihm durch die Kinderlosigkeit seines Oheims die Aussicht auf den Thron. — Und zu diesen Vorzügen seiner äußeren Stellung gesellten sich die noch höheren Gaben eines reich beanlagten Geistes, eines für alles Gute und Edle empfänglichen Gemüts, eines angeerbten regen Pflichtgefühls, eines kindlich frohen, sonnig heiteren Naturells: Gaben, die unter der trefflichen Erziehung zur vollen Blüte gedeihen mußten. Und in der That entwickelte sich die Persönlichkeit des Prinzen im Lauf der Jahre mehr und mehr zu einer Vielseitigkeit der Fähigkeiten und Interessen und anderseits auch wieder zu einer so edel abgestimmten Harmonie des inneren Wesens, daß wir voll Bewunderung und ohne Überschätzung in ihm ein Vorbild wahren, edlen Menschentums verehren können. Er, der geborene Soldat und berufene Herrscher, war zugleich ein feinsinniger Kunstkenner und Kunstförderer und beseelt von regem wissenschaft-

lichen Interesse; er, der hochgestellte Fürstensohn, verband mit dem berechtigten Selbstgefühl seines Standes die ganze Lauterkeit eines unverdorbenen Gemüts und im Verkehr mit andern, auch dem geringsten, eine bestrickende Herzlichkeit, die weit entfernt war von jeder gesuchten und berechneten Leutseligkeit. — Und wie schön gestaltete sich sein Familienleben! An der Seite einer hochbedeutenden Frau, die innerste Herzensneigung ihm zugeführt hatte und die trotz ihrer fremden Herkunft seinem Wesen geistesverwandt war, und inmitten einer zahlreichen, frisch erblühenden Kinderschar kannte er kein schöneres Glück, als in stiller ländlicher Abgeschiedenheit im Kreise der Seinen zu weilen; und auch dann, wenn ihn die Pflicht oder seine Reiselust in die Ferne trieb, schweiften seine Gedanken doch immer wieder von den neuen Eindrücken und Bildern zurück in den trauten Kreis der Seinen daheim. — Und diesen zarten Familiensinn besaß ein Mann, der, wo es ihm vergönnt war, öffentlich im Dienst des Vaterlandes thätig zu sein, sein Thun von glänzendem Erfolg gekrönt sah. In noch jungen Jahren an die Spitze eines Heeres berufen, erstritt er in zwei gewaltigen Feldzügen sich und seinem Heere unverwelklichen Siegesruhm und zog zweimal lorbeerbekränzt unter dem rauschenden Jubel seines Volks in die heimatliche Hauptstadt ein. Aber noch einen andern Sieges- und Triumphzug feierte er, einen noch schöneren, der sich nicht abhob von dem düsteren Hintergrund der Kriegsfurie und sein ganzes Leben hindurch sich immer wieder erneuerte. Wo er auch hinkam, überall schlugen ihm die Herzen warm entgegen, und nicht nur Achtung und Ehrerbietung empfing ihn, sondern der unverfälschte Jubel herzlicher Liebe und Freude. Ob er die norddeutsche Heimat bereiste oder die süddeutschen Gauen durchquerte, ob er unter den warmblütigen Söhnen Italiens oder unter den kühlen, zurückhaltenden Engländern weilte, ob er im Osten die ge-

heiligten Stätten Palästinas oder im Westen die maurischen Denkmäler Spaniens aufsuchte: überall eroberte er die Herzen im Fluge durch den unwiderstehlichen Zauber seiner Liebe und Begeisterung heischenden Persönlichkeit. Selbst seine Feinde verehrten sein wahrhaft ritterliches Wesen und priesen seinen Edelmut. Ja, er war nicht nur Preußens und Deutschlands Liebling; nein, an ihm wiederholte sich die Charakteristik des römischen Kaisers Titus: er war amor et deliciae generis humani, die Liebe und Wonne aller Welt.

Und doch, über dieses hochbegnadete Leben hat sein Träger selbst als Endergebnis die Überschrift gesetzt: „Lerne leiden, ohne zu klagen!“ Was ist dies anders als eine Umschreibung unsers Epistelworts: Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit? — Einer der Biographen des Kaisers, Rennell Rodd, sagt von ihm schon vor dem tragischen Abschluß seines Lebens: „Unter dem äußeren Frohsinn ruhte im tiefsten Innern das von ideal angelegten Naturen Unzertrennliche: der ewige Grundton der Trauer, die Schwermut ernsten Denkens.“ Vielleicht liegt hierin eine zu starke Übertragung von des Schriftstellers eigenem Empfinden auf den Gegenstand seiner Darstellung. Aber freilich, Anlaß zu tief ernster Lebensauffassung und Blicke in des Lebens dunkle Tiefen boten dem Kaiser die Erfahrungen und Eindrücke seines Lebens von Anfang an trotz alles Sonnenscheins des Glücks. Der achtzehnjährige Jüngling mußte es bebend mitansehen, daß im Schoße des eigenen Volkes die Spannung zwischen den herrschenden und beherrschten Klassen bis zum blutigen Aufruhr sich steigerte. Die Feldzüge, boten sie auch seiner männlichen Kraft Bethätigung und seinem Streben reichen Ruhm, für sein weiches Herz waren doch die Verwüstungsbilder des Schlachtfelds, wie er es oft ausgesprochen hat, eine innere Qual. Der Beginn des Krieges 1866 rief ihn von dem Bette seines kranken Kindes, von der Seite der ge-

ängsteten Mutter hinweg, und die eiserne Pflicht hielt ihn auch von der Bestattung des toten Kindes fern. Und noch eine tiefere Wunde wurde seinem Vaterherzen geschlagen, als der Sohn, in dem er sein eigenes Ebenbild am klarsten ausgeprägt fand und liebte, im blühenden Knabenalter ihm durch den Tod genommen wurde. Das hohe Alter seines Vaters endlich, war es auch für den Sohn eine Freude, für den künftigen Herrscher war es doch zugleich eine harte Probe der Geduld: er mußte die besten Jahre seines Mannesalters dahinschwinden sehen, ohne daß er im stande war, die Kräfte, die er in sich spürte, voll auszunutzen und die Pläne, die den Ertrag seiner Lebenserfahrung bildeten, als König und Herr in Thaten umzusetzen.

Aber was ist das alles im Vergleich zu dem letzten, tiefsten Schmerze seines Lebens! In letzter Stunde, dicht vor den Stufen des Throns, als er nach langem Harren gereift und vorbereitet zum Herrscheramt berufen schien, da trifft ihn ungeahnt das schmerzlichste Mißgeschick, da überfällt ihn eine tückische Krankheit, die keine Zeit und keine Kunst der Ärzte zu heilen vermag. Und als sein kaiserlicher Vater abscheidet, da folgt, schon ein welkes Todesbild, ein sterbender Kaiser dem gestorbenen, um im Glanz aller Macht ohnmächtig seinem unabweisbaren Verhängnis zu erliegen.

Liebe Schüler, das war ein Mißgeschick von einer herzergreifenden Tragik, ein banges, schweres Rätsel, das menschlicher Lösung spottete. Gerade weil dieses Leben so heiter, so sonnig, so glückbegnadet, so vielversprechend war, gerade darum ist der jähe Abbruch desselben für unser menschliches Empfinden so unbegreiflich. — Was uns, was das deutsche Volk mit dem schmerzlichen Verlust einigermaßen wenigstens ausgesöhnt und zu dem Gefühl der Trauer das Gefühl aufrichtiger Bewunderung lindernd hinzugefügt hat, das ist die

heldenmütige Art, wie der geliebte Fürst selbst sein schweres Leid trug. Wenn jemand, so hat er das Wort befolgt: Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit. Nicht mit Seufzen und Klagen, auch nicht mit der kalten Ruhe stoischer Gefaßtheit, sondern mit der ergebungsvollen Demut eines gottesfürchtigen Gemüts nahm er sein Kreuz auf sich. Nicht der physische Zwang nur, nein, auch seine sittliche und religiöse Kraft bannte die Klage aus seinem Munde. Pflichttreu und gewissenhaft benutzte er jede schmerzfreie Stunde und setzte die letzte schwache Kraft ein, um den Pflichten seines hohen Berufs getreu nachzukommen, bis der Tod ihn seiner Herrscherpflicht für immer entband.

Liebe Schüler, wir wollen heute an seinem Geburtstage nicht klagen. Der Thränen sind an seinem offenen Grabe genug geweint, und wer in jener Trauerzeit ein deutscher Mann mit deutschem Herzen war, hat sie mitgeweint. Ein Blatt wehmütiger Erinnerung wollen wir ihm widmen; denn ohne den Beigeschmack schmerzlicher Wehmut wird sein Andenken ja niemals sein. Wir wollen aber zugleich von seinem Leben lernen. Wohl uns, daß unsere Herrscher zugleich auch unsere Lehrmeister sind! Ja lernt, lest und liebt das Lebensbild dieses in jeder Beziehung hochstehenden Mannes! Er war ein Bild edlen Menschentums, edel in seinem Denken, Reden und Thun; er war auch ein Bild kraftvollen Heldentums, stark in Thaten, stärker noch im Leiden. Seine Kraft ganz auszuwirken, war ihm nicht vergönnt; aber eins war ihm vergönnt, der bewundernden Mitwelt zu zeigen, wie wahres Pflichtgefühl, wie demütige Ergebung, wie tiefgegründeter Glaube auch das schwerste Leid erträglich macht. — Wir aber wollen zu unsrer eigenen Stärkung den Blick emporrichten zu dem, von dem auch jener königliche Dulder Trost und Kraft empfing, und sprechen:

Jesu, geh' voran
Auf der Lebensbahn!
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen.
Führ' uns an der Hand
Bis ins Vaterland!

Soll's uns hart ergehn,
Laß uns feste stehn
Und auch in den schwersten Tagen
Niemals über Lasten klagen;
Denn durch Trübsal hier
Geht der Weg zu Dir. Amen!

Lied: Auf Gott und nicht auf meinen Rat. Str. 1. 6.

---

14. Von ganzer Seele!

Kol. 1, 9 — 14.

Ein dreifacher Wunsch ist es, den der Apostel hier für seine Mitchristen in Kolossä auf betendem Herzen trägt: daß sie wachsen mögen in der Erkenntnis Gottes, daß sie wandeln mögen würdiglich dem Herrn in allem guten Werk, und endlich, daß sie ihres Christenstandes sich freuen mögen.

Es ist dies eine beachtenswerte Dreiheit christlich-religiösen Lebens. Man hat darüber gestritten, in welches Gebiet des menschlichen Geistes die Religion einzuordnen sei und welche Geisteskraft sie am wahrsten und tiefsten erfasse. Das Gebiet des Verstandes, des Willens und des Gefühls, alle drei sind als die eigentliche Domäne des religiösen Lebens hingestellt. — Der Gnosticismus des Altertums und der Rationalismus der Neuzeit haben die vernunftmäßige Erkenntnis auf den Schild erhoben und mit der Schärfe des Ver-

standes und den Mitteln wissenschaftlichen Denkens die Kraft des Christentums sich aneignen wollen. Unbefriedigt durch die Ergebnisse dieser kalten Verstandesoperationen hat im Gegensatz dazu die Mystik Ersatz gesucht in schwärmerischem Sichversenken in die Tiefen der Gottheit und gefühlsseligem Liebeserguß. Und eine dritte Richtung endlich, man könnte sie die praktisch-ethische nennen, sieht sowohl von der denkenden wie von der gefühlsmäßigen Beschäftigung mit der Gottheit ab und sucht die Religion allein in der Sittlichkeit und in der Bethätigung des Lebenswandels.

Jede dieser drei Richtungen hat ihr Recht und ihre Wahrheit; aber keine besitzt die Wahrheit ganz und hat ausschließlich recht. Für sich allein ist eine jede einseitig und darum verkehrt. Ein Christus, der nur im Verstande lebt, heiligt und beseligt uns ebenso wenig wie ein Christus, dem nur eine schwärmerische, unkräftige und unklare Gefühlsregung entgegengebracht wird; und auch der edelsten Sittlichkeit fehlt es an Tiefe und Klarheit, wenn ihr letzter Beweggrund nicht die helle Erkenntnis und überwältigende Empfindung von Gottes Liebe in Christo ist. — Nein, das recht verstandene Christentum beschränkt sich nicht auf ein Geistesgebiet, es ist nicht Sache des Begriffs oder der Empfindung oder des Willens allein, sondern es umfaßt den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften. Das sagt uns Paulus hier in unserm Text, das sagt uns aber auch der Herr selbst, wenn er uns das Gebot giebt: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst. Das recht erfaßte Evangelium ist wie ein brennend Feuer, dessen Flamme zugleich leuchtet und wärmt und bewegt: wen Christus ganz ergriffen hat und wer ihn ganz ergriffen hat, dem erleuchtet er den Geist, dem erwärmt er das Herz, dem treibt er zugleich auch den Willen zu edlem, sittlichem Thun.

Herr Jesu Christ, Du bist mein Licht;
Ich folge Dir, so irr' ich nicht.
Herr Jesu Christ, wo Du nicht bist,
Ist nichts, das mir erfreulich ist.
Herr Jesu Christ, ich hoffe fest,
Daß Deine Kraft mich nicht verläßt. Amen!

Lied: Gott des Himmels und der Erden. Str. 2. 6.

---

15. Ewigkeitsgedanken.

1. Thess. 4, 13 – 18.

Unsere heutige Epistel spricht von Grab und Tod; sie führt uns in jenes dunkle Bereich religiöser Überzeugung, wo der Glaube zur Hoffnung, die Erkenntnis zum Ahnen wird. Ein Schleier des Geheimnisses liegt über dieses Gebiet ausgebreitet. Kein Strahl forschender Erkenntnis durchleuchtet es, nur die Kraft religiöser Hoffnung durchdringt auch dieses Dunkel mit ihrem Licht.

Menschlicher Forschertrieb hat es versucht, das Rätsel des Jenseits zu lösen. Es ist ihm nicht gelungen, und der Unglaube, der weiter nichts anerkennt, als was er sehen und hören, wägen und messen kann, hat daraus den Schluß gezogen, das Ende des Lebens sei überhaupt ein großes Nichts, eine Auflösung in das allgemeine Weltall, eine Rückkehr zur Mutter Erde. Besonnenere Forscher dagegen haben sich damit beschieden, über dieses ganze Gebiet ein ignoramus et ignorabimus zu setzen, ein: wir wissen es nicht und werden es niemals erfahren. Und in der That, die Wissen=

schaft kann ein ewiges Leben, eine Unsterblichkeit der Seele, eine jenseitige Ausgleichung und Vergeltung weder beweisen, noch das Gegenteil begründen. Dies Gebiet liegt außerhalb ihres Machtbereichs. Was uns über die Grenze des Todes hinüberträgt, ist allein die Kraft religiöser Überzeugung. Wer keine Religion und keinen Gott hat, für den giebt es auch kein Jenseits. Wem es dagegen Herzensgewißheit ist, daß sein Gott ihn in Christo zu seinem Kinde erwählt hat, und wer sich durch dieses hohe Bewußtsein hinausgehoben fühlt über die ganze ihn umgebende Kreatur, der weiß auch, daß er in sich ein Leben trägt, das über Tod und Vergänglichkeit erhaben ist und das so unendlich ist, wie Gottes Liebe selbst. — Diese feste Hoffnung ist von jeher ein Kennzeichen wahren Christentums gewesen, heute so gut wie ehedem. Die Formen dieser Hoffnung ändern sich wohl. Wir schwärmen heute nicht mehr in hochgespannten Zukunftsgedanken wie z. B. die Gemeinde in Thessalonich, an die Paulus hier schreibt und die, gleichwie die meisten Christen damals, in der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi in den Wolken des Himmels lebte. Uns hat die Erfahrung von achtzehn Jahrhunderten geduldig sein und Christi Worte geistiger verstehen gelehrt. Aber der Kern christlicher Zukunftshoffnung ist auch heute noch derselbe und auch heute noch lebendig, wo überhaupt lebendiges Christentum ist. Es giebt ein Jenseits, das gilt auch für uns, und dieses Jenseits ist uns nicht die unbekannte, unwirtliche Fremde oder das leere Nichts, sondern auch hier hinein leuchtet mit ihrem Strahl die göttliche Liebe, die in Christo uns erschienen und durch ihn uns zur Gewißheit geworden ist. Und je inniger und tiefer wir diese Gottesliebe erfassen, um so lichter und freundlicher wird auch das Bild des Jenseits. Die Kraft und Innigkeit christlicher Hoffnung wächst in dem gleichen Maße wie unser Glaube und unsere Liebe.

Lasset uns beten:

Du gingst zum höchsten Lohne
Ins Haus des ew'gen Vaters ein;
Nun ist des Siegers Krone
Und Ruhm und Herrlichkeit ist Dein.
Wir aber voll Verlangen
Schau'n Dir, o Jesu, nach
Und hoffen zu empfangen,
Was uns Dein Mund versprach.
Die Stätt' uns zu bereiten,
Gingst Du, o Herr, voran.
Auch uns zum Himmel leiten
Woll'st Du auf sichrer Bahn! Amen!

Lied: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. Str. 1. 8.

---

16. Gottes Haushalter.

1. Kor. 4, 1—5.

„Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse", dieser Anfangssatz unserer Epistel ist zugleich ihr Haupt- und Leitsatz. Es ist ein Wort, das auf evangelischem und katholischem Boden eine ganz verschiedene Deutung und Bedeutung erhält.

Der Papst führt in seinem Wappen zwei Schlüssel als sinnbildliche Zeichen dessen, daß er im Himmel und auf Erden Christi Haushalter zu sein beansprucht, er allein und keiner neben ihm. Vermöge dieser einzigartigen Amtsgewalt hütet er den Schatz göttlicher Gnadengaben und verwaltet ihn durch seine priesterlichen Organe. Er allein mit seiner Priesterschaft hat den rechten Einblick in die Geheimnisse dieses Schatzes. Nur durch sein Auge schaut auch das Laienvolk hinein, nur aus seiner Hand empfängt es Gaben daraus.

Wir Evangelischen wissen nichts davon, daß nur eine Person oder nur eine bevorzugte Priesterkaste den Haushalteschlüssel zum Himmelsschatz führt, bei uns besitzt ein jeder Christ einen solchen. Die Gnadenschätze sind bei uns Gemeingut: alle haben Zutritt zu ihnen und nehmen teil an ihrem Genuß und ihrer Verwaltung. Auch für uns birgt die Schatzkammer Gottes eine Fülle süßer Geheimnisse; aber wir sehen das Geheimnisvolle nicht in dem priesterlichen Schleier, der die Schätze verhüllt, sondern in der ihnen innewohnenden göttlichen Art, die über menschliche Vernunft hinausragt. — Gewiß haben auch wir Diener, denen die Hut dieser Schätze als ihr besonderes Amt anvertraut ist; aber sie sind für uns nicht die bevorrechteten Mittelspersonen und die alleinigen Hüter und Wärter der himmlischen Güter, sondern ihr Amt ist nur, vermöge ihrer besseren Kenntnis des Schatzhauses den andern zu helfen, sich darin zurechtzufinden.

Bei solcher Auffassung ist das Wortbild vom Haushalter nicht eine Bestätigung päpstlicher Gewalt und priesterlichen Selbstgefühls, sondern gerade vielmehr für Geistliche und Laien zugleich eine wirkungsvolle Mahnung zur Demut und eine ernste Erinnerung an unsere schwere Verantwortlichkeit, wie denn ja auch Paulus dieses Wort den Verdächtigungen seiner Person gerade als Beweis seiner demütigen Gesinnung entgegenhält. Haushalter Gottes sind wir, nicht eigene Hausbesitzer; Gottes Kostgänger, nicht selbständige Arbeiter; Diener Christi, nicht freie, unverantwortliche Herren. Was wir besitzen an irdischem und himmlischem Gut, an Gaben und Fähigkeiten, an Kraft des Wollens und Ruhe des Gemüts, an Freude, Friede und Hoffnung: wir haben es uns nicht selbst gegeben, es ist uns gegeben worden als ein Schatz, mit dem wir haushalten sollen. Fürwahr, ein Gedanke, der wohl zur Demut stimmen kann! — Aber auch

ein Gedanke, der uns unsere Verantwortlichkeit ernstlich ins Herz und Gewissen schreibt! Beanspruchen wir, Gottes persönliche, unmittelbare Diener zu sein und in seinem großen Heilshaushalt mitzuthun, dann müssen wir auch Gott selbst Rechenschaft von unserm Thun ablegen, und keine priesterliche Vermittelung kann uns diese Verantwortlichkeit abnehmen. Nicht menschliche Richter entscheiden dann über unser Thun, nicht das Urteil unserer Lehrer und Prediger, unserer Vorgesetzten, unserer Mitmenschen, die ja meist nur die Außenseite sehen, sondern der Richter droben, der auch das ans Licht bringt, was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbart. — Aus dem Schoße solcher Erwägungen taucht dann ohne weiteres die bange Frage auf: sind wir auch treu gewesen in unserm Haushalt? haben wir die Gaben und Kräfte genutzt und gewertet, die der Herr uns gegeben hat? wird es auch von uns einst heißen: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen"? Nun, das sind Gewissensfragen, die ein jeder sich selbst zu beantworten hat. Wir wollen unsere gemeinsamen Gedanken beschließen mit dem Gebetswort des Psalmisten: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege!" Amen!

Lied: O Gott, du frommer Gott. Str. 1. 2.

17. Weihnachtsglocken.

Phil. 4, 4—7.

Weihnachtsglocken hat man die Worte dieser Epistel genannt, Weihnachtsglocken, die das Fest einläuten und die rechte Feststimmung in unser Herz hineinläuten sollen. Zart und innig gestimmt sind diese Glocken, weich und sanft erklingen ihre Töne, Friede und Freude ist ihr Geläute. Mit dem hellen Freudenton schlagen sie an, in den sanften Friedenston klingen sie aus. Ja fürwahr, ein lieblich lockendes Glockenspiel!

Und doch so mancher muß bei diesem Klange sprechen wie jener ernste Grübler in seiner Studierstube, als der Ton der Kirchenglocken ihn aus seinen Verzweiflungsgedanken weckt:

„Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind;
Die Botschaft hör' ich wohl, doch ach, mir fehlt der Glaube!"

Freuet euch! ist's nicht für den eine leere Mahnung, dem die Grundbedingung der Freude, der Glaube fehlt? Oder wie vermag der in den Freudenton einzustimmen, dem die Saiten des eigenen Herzens zerrissen oder verstimmt sind? Läßt sich Freude überhaupt anbefehlen, Friede von außen einflößen? Giebt es noch eine andere Freude und einen anderen Frieden als den, der aus der eigenen Seele von selbst hervorquillt?

Gewiß, nur das eigene Herz giebt dem menschlichen Leben seine Stimmung. Was dem Erdensohne auch das

wechselnde Verhängnis bringt, es schlägt alles erst an die Herzensglocke, und erst von hier empfängt es Ton und Klangfarbe und klingt weiter als Freude oder Leid. — Aber doch ist es nicht so sinn- und zwecklos, uns zur Freude zu mahnen und sie uns anzubefehlen. Denn nur an uns selbst liegt es, wenn die Freude in unserm Herzen keinen Wiederhall findet. Wir selbst formen uns ja unser Herz, wir selbst bilden uns das Instrument unserer Gefühle, und es ist darum nicht Verhängnis, sondern Schuld, wenn wir gegen den lockenden Ton der Friedensbotschaft taub bleiben. Woran liegt's denn, wenn die Friedenstöne vergebens an unser Ohr dringen? Der eine will sie nicht hören; sein Titanentrotz bäumt sich auf gegen den Gedanken eines geschenkten Friedens. Ein andrer wagt in seinem Kleinmut nicht, an die Möglichkeit solchen Himmelsfriedens zu glauben; es ist ihm Engelsmusik, die nur einer anderen Welt angehört, und es geht ihm wie jenem Faust, der da spicht:

„Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Botschaft tönt."

Ein dritter sehnt und müht sich wohl um jenen Frieden; aber er will ihn erdenken, erklügeln, ergrübeln; er vergißt, daß der Friede Gottes höher ist denn alle Vernunft und daß ihn kein Menschenverstand zu erfassen vermag, wie ihn auch kein Menschenherz ersonnen hat. — Aber wann und wie zieht denn nun jene himmlische Freude in unser Herz ein? Was müssen wir thun, um dem Friedensgeläut der Weihnachtsglocken einen Wiederhall in uns zu erwecken? Der Apostel sagt es uns, wenn er spricht: „In allen Dingen lasset eure Bitte in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden." Demütigen Herzens vor Gottes Angesicht treten und voll kindlicher Zuversicht ihn bitten, das ist der Weg zur Freude in dem Herrn und zum Frieden Gottes; es ist dasjenige, was wir selbst dazuthun können und dazuthun müssen.

O komm, Du Trost der Welt,
Hör' unser Fleh'n!
Komm, Rat und Kraft und Held,
Aus Gottes Höh'n!
Gesalbter, komm herab,
Dein Volk zu führen!
Komm, Friedensfürst,
Dein Stab soll uns regieren! Amen!

Lied: Wie schön leuchtet der Morgenstern. Str. 1. 3.

---

18. Mache dich auf, werde licht!

(Weihnachtsansprache.)

Jes. 60, 1.

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren, Christ ist geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!"

Meine lieben Freunde! Weihnachten steht vor der Thür; Weihnachten, die schönste Zeit, die liebste Zeit bei allen Menschen weit und breit; Weihnachten, das selige Kinderfest mit dem süßen Zauberreiz seiner heimlichen Überraschungen und stillen Ahnungen; Weihnachten, das große Freuden- und Dankfest der Christenheit für die gnadenreiche Erscheinung ihres Heilandes.

Wir wollen heute Weihnachten feiern im Rahmen unsrer Schulgemeinde. Wir kosten hier in unserm eng abgeschlossenen Kreise gemeinsam Freud' und Leid, Arbeit und Mühe; so wollen wir denn auch heute gemeinsam kosten von dem süßen Zauberreiz der Weihnacht und uns laben an ihrem Himmelssegen. — Für viele freilich wird die Feier heute nur ein Vorschmack sein der noch schöneren Feier daheim am

treuen Elternherzen, im trauten Geschwisterkreise. Da ist wohl die Bescherungsfreude noch größer, die Christfeier noch traulicher. Aber ob da auch wohl immer der Bedeutung dieser Feier gedacht wird?

O so nehmt denn heute ein Wort mit hinaus aus der Schulstube in die Familienstube, ein Wort zum Nachdenken über das Beste und Schönste an der Weihnachtsfreude! — Aber was für ein Wort soll es sein? Nun, dort steht das alte Wahrzeichen deutscher Weihnacht, der Tannenbaum in seiner strahlenden Lichterpracht; möge er es uns sagen! Man schmückt ihn häufig mit goldenen Nüssen und rotwangigen Äpfeln, mit schwebenden Engeln und glitzernden Sternen, mit allerhand süßem und blinkendem Zierat. Eins aber darf niemals daran fehlen, das ist der strahlende Kerzenschmuck. Ein Christbaum ohne Lichter ist kein Christbaum; sie sind erst das rechte Weihnachtszeichen. Und was will dieses Lichterzeichen bedeuten? Was wollen sie sagen, diese lustig flackernden Flämmlein mit ihren Feuerzungen? Sie predigen in ihrer Zeichensprache das alte Prophetenwort aus dem 60. Kapitel des Jesaja: „Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir.“

Dein Licht kommt. O was ist das für ein Licht, das wir zu erwarten haben? — Unsere heidnischen Vorfahren feierten auch Weihnacht, und auch sie begrüßten dabei das Kommen des Lichts. Das Licht, das sie jubelnd feierten, war das Sonnenlicht, das um diese Zeit der Sonnenwende nach langer Abkehr der Erde sich wieder zuwandte. Ein schöner, sinniger Gedanke fürwahr, das Licht, von dem alle Erdenwesen trinken und dem alle Geschöpfe bis auf die Pflanze herab freudig sich zukehren, zum Gegenstand anbetender Feier zu machen! Und doch, unser Weihnachtslicht ist es nicht; dies ist unendlich viel heller, schöner, tiefer; es

ist auch aus feinerem Stoffe, nicht aus Ätherteilchen gewebt, sondern Geisteslicht.

Nun, so ist's wohl das Licht der Freude, das aus frohen Kinderaugen uns entgegenstrahlt, wenn der Glanz des Christbaums sie umfängt und des Christkinds reiche Gabenfülle sie entzückt? Oder es ist das Licht der Liebe und des Friedens, das wie milder Abendsonnenglanz in diesen Weihnachtstagen über die Welt sich lagert und Neid und Streit und Kampf und Zank auf kurze Zeit verbannt? O, es ist schön, dieses Liebes- und Friedenslicht aus Menschenaugen und Menschenherzen, und wohl dem, der sich daran erquicken kann! Und doch, das rechte Weihnachtslicht ist es noch nicht; es ist nur sein Abglanz und Wiederschein.

Nein, Weihnachtslicht ist mehr als das Weltenlicht der Sonne, es ist Himmelslicht und Himmelsschein; mehr auch als ein Lichtstrahl aus Menschenseelen, es ist ein Strahl aus Gottes Herzen selbst, es ist Ewigkeitslicht. Gott offenbart sich der Welt, läßt uns hineinschauen in sein Herz, sendet uns einen reichen, vollen Strahl seines ewigen Erbarmens, das ist das Weihnachtslicht, das die Welt alljährlich mit neuem Glanze überflutet.

Aber wo ist die Stelle, von der aus dieses Licht in die Welt hineinglänzt? Wo ist der Lichtträger, der seine Strahlen überallhin verbreitet? — O wunderbares Geheimnis! Dieses Welt- und Himmelslicht, das hunderttausend Sonnen nicht weicht, es geht aus von einem ganz weltverlornen Punkt, von einem kleinen Flecken Bethlehem im jüdischen Lande. Und der Träger dieses Lichts, es ist nicht eine leuchtende Sonne am Firmament des menschlichen Lebens, nicht einer von den Großen der Erde, sondern armer Leute Kind, in einer Krippe liegend und in Windeln gewickelt. Welch ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Schein und Sein, zwischen Menschengedanken und Gottesgedanken! Das Kind

in der Krippe, in unsern kurzsichtigen Menschenaugen ein dunkles Bild der Armut und Not, nach Gottes Rat der ewige Lichtquell aller Welt! „Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still.“ Welch süßer Trost aber auch für alle die armen und schwachen und gedemütigten Herzen! „Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm'.“ Gerade die Niedrigkeit des Heilandes ist uns eine Bürgschaft und ein Angeld seiner Barmherzigkeit.

Ja, es ist ein tröstlich mildes, sanftes Licht, das von der Krippe zu Bethlehem ausstrahlt, ein Licht, das bei all seinem Glanz und seiner Kraft doch nicht blendet. ‚Friede und Liebe sind seine Strahlen. Und wo diese Strahlen in eines Menschen Herz hineinleuchten, da wird es warm und wohlig, da sproßt wie unter dem Schein der lieben Sonne ein neues Leben und ein neuer Frühling hervor; es weicht die Winternacht des Leides, es schwinden die Nebel der Sorge, es erblühen die Blumen reiner Freude. Ja, ein Strom von Licht und Segen ergießt sich vom Weihnachtsfeste her, diesem ewigen Brunnquell unserer Freude. Wer vermöchte es auszumessen, wieviel Liebe da gespendet, wieviel auch wieder geweckt wird? Wer vermöchte es zu sagen, wieviel Hader und Streit sich versöhnt und verklärt in seinem milden Friedensglanz? Unser Leben würde sicherlich ein gut Teil dunkler und freudloser sein, wenn nicht alle Jahre wieder am Weihnachtsfeste die göttliche Liebe ihr Licht von neuem hineinstrahlte.

Und doch, so leuchtend die Sonne am Himmel steht, es giebt doch Blinde, die sie nicht schauen, es giebt Kurzsichtige und Schwachsichtige, die sie nur getrübt erblicken. So ist's auch mit der Weihnachtssonne. Um ihr Licht recht zu empfinden, dazu gehören die rechten Augen. Für das irdische Licht haben gewöhnlich Kinder die besten Augen. Die Seh-

kraft ist bei ihnen noch ungetrübt, das Auge besitzt noch die größte Lichtempfänglichkeit. Kinder haben auch die besten Augen für das Weihnachtslicht. Wo strahlt der Weihnachtsglanz leuchtender wieder als in einem Kinderauge? Wer singt und jubelt heller und fröhlicher die alten schönen Weihnachtslieder als ein Kindermund? Wer betet inniger und gläubiger zum heiligen Christ als ein Kindesherz? Ja, sie schauen das Weihnachtslicht in seinem vollen Glanz, noch nicht verdunkelt durch den Schleier des Zweifels, noch nicht getrübt durch die Brille der Vorurteile und vorgefaßten Meinungen. In ihrem klaren Auge spiegelt sich die ganze unendliche Fülle der Liebe und Freude, die das Christfest ins Leben hineinstrahlt; ihre reine, vertrauensvolle Kinderseele hat noch den vollen ungetrübten Sinn für die Wundergaben der göttlichen Gnade. O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Ja, freut Euch, liebe Kinder, der Gaben und Vorzüge, die Ihr besitzt. Euch vor allem ist heute der Heiland geboren. Weihnachten ist Euer Fest, der Kinder Fest. Euch strahlt besonders hell der Stern über der Krippe zu Bethlehem. O nehmet dieses Weihnachtslicht in Eure Seelen auf, saugt es mit Euren hellen Kinderaugen in vollen Zügen tief in Euer Herz ein, daß es nie mehr darin verlösche trotz Wolkennacht und Nebelgrau und Euch durchs Leben leite als ein stiller, guter Lebensstern!

Aber wir andern, sollen wir uns nur mitfreuen? Sollen wir nur mitfeiern mit dem Wehmutsgedanken im Herzen

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein, was mein einst war!“

Soll die Freude über der andern Freude unsere einzige Weihnachtsfreude sein? O nein. Werdet wie die Kinder, hat unser Heiland gesagt. Lernet mit Kinderaugen wieder

sehen, mit Kinderherzen fühlen, so werdet Ihr Euch auch freuen können, wie Kinder sich freuen. — Gewiß, wir können den Lauf unseres Lebens nicht zurückschrauben. So wenig wie wir das verlorne Augenlicht uns wiederzugeben vermögen, so wenig können wir auch das Herz und den Glauben der Kinderjahre wieder heraufbeschwören. Aber sind sie uns denn so ganz verloren? Haben wir gar keine Empfindung mehr für den Lichtglanz der göttlichen Liebe? Vielleicht ist der Sinn dafür nur geschwächt oder getrübt. Und unser frommer Kinderglaube, ist er so ganz dahin? Vielleicht hat er nur die alten Formen zersprengt, um sich neuer, freier, reifer zu gestalten. Vielleicht ist er nur vergraben unter den Trümmern unserer Hoffnungen, unserer Vorsätze, unserer Pflichten und will nur wieder hervorgeholt werden. O sucht die glimmenden Funken unter der Asche wieder hervor und laßt sie heute aufleuchten in neuem Schein! Weckt sie wieder, die sonnigen Bilder der Kindheit von Weihnachtsglück und Weihnachtstraum zu neuem, frischem Leben! Lernt aus ihnen, wo die Lichtquellen alles Glücks und aller Freude dieser Erde ruhen, in kindlicher Demut und gläubigem Vertrauen!

Ja, macht Euch auf, alle, groß und klein, macht Euch auf und werdet licht! Bannt die düsteren Schatten der Sorge, des Zweifels, des Unmuts und laßt die Weihnachtsfreude Eure Herzen entzünden und erleuchten! Mache Dich auf, werde licht; denn Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über Dir!

Laßt Dich erleuchten, meine Seele,
Versäume nicht den Gnadenschein!
Der Glanz aus dieser kleinen Höhle
Streckt sich in alle Welt hinein;
Und dieses Welt- und Himmelslicht
Weicht hunderttausend Sonnen nicht. Amen!

19. Das rechte Opfer.

Röm. 12, 1 — 6.

Vom Gottesdienst spricht der erste Teil unserer Epistel, auf dessen Betrachtung wir uns hier beschränken wollen. — In allen Religionen hat der Gottesdienst die Form des Opfers angenommen. Gaben der Gottheit zu weihen, von dem Besitz, den sie selbst uns schenkte, das Beste und Schönste ihr zurückzugeben, das gilt nicht nur auf den verschiedenen Stufen heidnischen Götzendienstes und auf dem Boden des jüdischen Gesetzes, sondern auch in der christlichen Religion als wahre, rechte Gottesverehrung. Freilich die Opfergaben sind gar vielgestaltig und verschiedenartig. Wir Christen ehren unsern Gott nicht, wie Heiden und Juden, durch bluttriefende Hekatomben blumenbekränzter Schafe und Rinder, nicht durch würzigen Weihrauch und Erstlingsfrüchte oder durch Wein- und Salzspenden, auch nicht durch kunstvolle Weihgeschenke von Gold oder Silber. Wir haben zwar in unsern Gotteshäusern noch einen Altar, einen Gabentisch; aber sichtbare Gaben legen wir nicht darauf. — Welches sind dann aber unsere Opfer? Man sagt häufig, es sind die frommen Worte und Gedanken, die Gebete und Lieder, die dem Opferduft gleich aus dem Herzen der feiernden Gemeinde zum Thron des Höchsten emporsteigen. Gewiß ebenso schön und sinnig wie richtig! Aber doch ist es noch nicht die ganze Wahrheit. Der Apostel sagt in unserer Epistel noch mehr: „Ich ermahne euch, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst." Unsere Leiber, unsere Per-

son, wir selbst sind das Opfer. Unsere Welt- und Berufsstellung ist der Altar, unsere Fähigkeiten und Kräfte, unser Wollen und Streben, unser Wandeln und Wirken sind die Opfergaben. Nicht nur im Gotteshaus sollen wir Gott dienen, sondern auch draußen im Weltleben, nicht nur in einigen stillen Stunden der Andacht, sondern zu jeder Zeit. Kurz, unser Leben soll unser Gottesdienst sein, wir selbst Opfer und Priester zugleich.

Mit solcher Auffassung wandeln wir nur in den Fußtapfen unseres Herrn und Heilandes. Er hat sie uns gewiesen und uns das Recht dazu erworben, indem er durch sein aufopferndes Leben und Leiden allem äußeren Opferdienst ein Ende machte und einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit begründete. Er konnte es; denn er ist der wahre, einzige, ewige Hohepriester. Zwar trug er nicht das weiße Priestergewand; aber er hatte die Kennzeichen der Reinheit und Heiligkeit in seinem Herzen. Die Inschrift „Heilig dem Herrn", die der Hohepriester auf goldenem Stirnband trug, ihm hatte sie der innere Seelenadel auf die Stirn geschrieben. Er brachte auf dem Altar Gottes ein Opfer dar, so herrlich und vollkommen, wie kein Priester vor ihm je eins geweiht hatte, das Opfer seines eigenen reinen Lebens. Und dieses größte aller Opfer hat auch uns dessen gewiß gemacht, daß die wahrste, aber zugleich auch die schwerste Form des Opfers und der reinste und edelste Gottesdienst der ist, das ganze Leben Gott zum Opfer zu weihen und es damit in den Dienst der Heiligkeit und unter die Pflicht der Gottwohlgefälligkeit zu stellen.

Was giebst Du denn, o mein Gemüte,
Gott, der Dir täglich alles giebt?
Womit vergiltst Du seine Güte,
Mit der er Dich von je geliebt?
Es muß das Allerbeste sein:
Dem Herrn genügt das Herz allein.

Du mußt, was Gottes ist, ihm geben,
Der Welt gebühret nicht Dein Herz;
Bei Gott allein ist wahres Leben
Und bei der Welt nur Angst und Schmerz.
Ja Dir, o Gott, Dir soll allein
Mein ganzes Herz gewidmet sein! Amen!

Lied: Licht vom Licht, erleuchte mich. Str. 1. 3.

---

20. Christliches Mitgefühl.

Röm. 12, 7 — 16.

24 goldene Weisheitsregeln giebt unsre Epistel. Wie Perlen auf eine Schnur sind sie bunt, wenn auch nicht zusammenhangslos aneinandergereiht. Die Fülle dieser Lebensweisheit hier zu erschöpfen, ist nicht möglich. Greifen wir denn eine von diesen Lebensregeln beliebig heraus: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!“

Es giebt gottbegnadete Künstler, die durch der Töne Allgewalt uns in ihren Bann schlagen und nach Belieben unsre Gefühle bald zur Freude, bald zu trauernder Schwermut stimmen. Diese wunderbare Gabe, fremde Gefühle zu wecken und zu beherrschen, ist nur dem seltenen Genius verliehen; aber fremde Gefühle nachzuempfinden und mitzufühlen, diese Gabe besitzen wir alle. Freilich ist sie verschieden unter die Menschen verteilt: die empfindsame Frau besitzt sie mehr als der härter gestimmte Mann, zart angelegte Naturen mehr als andere aus gröberem Stoff. Aber die Anlage zum Mitgefühl haben wir alle, und darum haben wir auch die Pflicht, diese Anlage auszubilden und zu pflegen. Dazu mahnt uns denn auch des Apostels Wort.

Und doch sollte es einer Mahnung hierzu nicht bedürfen. Wir sollten das Mitgefühl als eine herrliche Gottes-

gabe ansehen, die wir ängstlich zu hüten und eifrig zu pflegen bemüht sind, und nicht als eine Pflicht, der wir uns gezwungen unterziehen. Gerade das Mitgefühl macht ja unser Leben so unendlich viel reicher und schöner. Wenn wir unsers Nächsten Freuden und Leiden teilen, so leben wir nicht nur unser eigenes Leben, sondern auch das unserer Mitmenschen und gewinnen damit einen weiteren und breiteren Lebensinhalt. Wir erwerben uns damit aber zugleich auch ein besseres Verständnis und eine tiefere Empfindung für unser eigenes Wohl und Wehe. Sowie wir unsere Muttersprache erst recht begreifen an einer fremden Sprache, so verstehen wir auch die Sprache unsers Lebens, das Regen und Weben unsers eigenen Herzens erst dann recht gründlich, wenn wir mit inniger Anteilnahme das begleiten, was anderer Menschen Herz bewegt und erfüllt. Mag uns auch das Mitempfinden fremden Schmerzes zuweilen die eigene Lebensfreude kürzen, es wird uns doch reicher Ersatz dafür in der inneren Bereicherung und Veredelung unsers Wesens, die solch ein Mitempfinden nach sich zieht. — Wer dagegen nie eine Thräne hat für fremdes Leid und nie ein Frohgefühl empfindet bei anderer Freude; wer selbstsüchtig und teilnahmlos seine eigenen Wege geht, und seien es auch sonst die Wege strenger Pflichterfüllung, der wird auch in sich selbst das Glück nicht finden, weil er nie an anderer Freude sich selbst freuen und an anderer Leid sein eigenes Leid verstehen und tragen gelernt hat.

Aber diese Bereicherung unseres eigenen Wesens ist doch nicht die letzte und stärkste Triebfeder wirklich christlichen Mitgefühls. Dieses entzündet sich vor allem an der Erkenntnis der unendlichen göttlichen Barmherzigkeit, die uns arme, sündige Menschen hält und trägt. Es belebt sich immer von neuem an dem Bilde dessen, der die Sünden aller auf seinem mitfühlenden Herzen trug; dem der Anblick der Stadt, die

ihn verurteilen wollte, Thränen entlockte, da sein prophetischer Blick ihr grauses Ende voraussah; der noch unter den Martern des Kreuzes für seine verblendeten Peiniger nur Worte des Mitleids und der Fürbitte hatte. — Zu ihm richten wir darum Herzen und Hände empor und sprechen:

O Du treuster Freund, vereine
Deine Dir geweihte Schar,
Daß sie es so herzlich meine,
Wie's Dein letzter Wille war,
Und daß, wie Du eins mit ihnen,
Also sie auch eines sei'n,
Sich in wahrer Liebe dienen
Und sich aneinander freu'n! Amen!

Lied: Liebe, die du mich zum Bilde. Str. 1. 6.

---

21. Vergelten und Vergeben.

Röm. 12, 17 — 21.

„Überwinde das Böse mit Gutem!" in diesem Gebot faßt sich die ganze Kraft und Eigenart des Christentums zusammen. Solch ein Gebot konnte nur eine Religion geben, die ihrer überragenden, sieghaften Gotteskraft gewiß war. Denn ein schwereres Gebot giebt es kaum. Die menschliche Natur sträubt sich dagegen mit einer Kraft und Zähigkeit, wie kaum gegen ein anderes. Das alte Vergeltungsgesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, haftet eben gar zu tief in der Menschenbrust. Selbst eine so hochstehende Religion wie die jüdische hat es nicht vermocht, es aus ihrem Gedankenkreise als unberechtigt zu bannen. Und wie sehr übt es doch auch noch seine Macht auf christlichem Boden aus! Wie wenig ist Christi Geist und Wort auch bei uns Leben und

Wirklichkeit geworden! Böses mit Bösem überwinden, der Kränkung eine andere, der Beleidigung Rache entgegensetzen, das gilt auch heute noch zumeist als natürlich und berechtigt. Die jüngsten Vorgänge unseres öffentlichen Lebens haben es erst wieder gezeigt, daß selbst Männer, die sich sonst mit voller Überzeugung auf den Standpunkt des Christentums stellen, sich doch das persönliche Vergeltungsrecht nicht nehmen lassen wollen, und sollten sie darüber zu Grunde gehen. Es liegt eben hier ein Widerstreit vor zwischen uralten, fest eingewurzelten und tief ins Leben eingreifenden Rechtsanschauungen und den neuen, weltumwälzenden Liebesgedanken des Christentums. Mit einem Schlage ist dieser Streit nicht geschlichtet, und es werden auch wohl Rachegelüste und Vergeltungsversuche nie ganz schwinden, solange es selbstsüchtige Herzen und zornmütige Geister giebt. — Um so mehr aber müssen wir alle dahin wirken, Christi Willen mehr und mehr durchzusetzen in uns und außer uns, und zwar nicht nur, indem wir in Gedanken und Worten ihm zustimmen, sondern auch, was viel schwerer, aber auch viel fruchtbarer ist, indem wir in all den großen und kleinen Fällen unsers Lebens ihn zur Richtschnur unsers Handelns machen.

Ein Gebiet giebt es freilich, wo diese christliche Anschauung schon heute und schon lange ihren Platz und ihre Heimstätte gefunden hat, es ist die Familie. Kein rechter Vater und keine rechte Mutter wird dem Leid, dem Kummer, die ihre Kinder ihnen bereiten, rächende Vergeltung entgegensetzen oder auch nur das Verlangen danach empfinden. Hier gilt es bereits für jedes menschliche Empfinden als natürlich, das Böse nicht mit Bösem, sondern mit Gutem, mit Liebe zu überwinden, und wo die Strafe Platz greifen muß, da ist sie nur ein Mittel der Liebe. — Solche Gesinnung nun sollen wir aus dem engen Kreise der häuslichen Familie mit hinausnehmen in die große Gottesfamilie der Menschheit.

Wir bringen sie damit ihrer Vollendungsgestalt näher und helfen das Gottesreich bauen; denn durch die versöhnende Macht der Liebe und nur durch sie allein wird das Böse, des Gottesreiches Feind und Widersacher, entkräftet und vernichtet. Wir heben aber auch uns selbst dadurch zu höherem Leben empor. Vergeben ist göttlich, sagt ein altes Wort. Ja, durch nichts gestalten wir das Bild unseres himmlischen Vaters und seines lieben Sohnes klarer und reiner in uns aus, als dadurch, daß wir seine ewige Liebe und sein nimmer müdes Erbarmen gegen uns in unserm Verhalten gegen unsere Mitmenschen abbilden und wiederspiegeln. Vergebende Liebe gegenüber dem Bösen, das ist auf der Himmelsleiter die höchste Stufe, die wir hier auf Erden erklimmen können.

Lasset uns beten:

Herr, das Böse willig zu erleiden,
Aber selbst mit allem Ernst zu meiden,
Dazu mache Du mich stets bereit;
Laß im Streit mich niemals widerstreiten,
Ob ich leide, niemals Leid bereiten,
So mich schicken in die böse Zeit!
Bilde mich, o Herr, nach Deinem Bilde
Ganz in jene liebevolle, milde
Herzensruhe, die es nie vergißt,
Daß nicht, wer vom Bösen wird gekränket,
Daß ja der, der Böses thut und denket,
Einzig der Beklagenswerte ist. Amen!

Lied: Geist der Wahrheit, laß dein Licht. Str. 1. 2.

22. Singet dem Herrn!

Kol. 3, 12 — 17.

Es sind nur wenige Stellen im Neuen Testament, in denen wie hier vom gottesdienstlichen Gesange gesprochen und dazu aufgefordert wird: nicht als hätte der Ernst des jungen Christentums keinen Sinn für diese Seite religiösen Lebens gehabt; vielmehr, der Gesang beim Gottesdienst war den ersten Christen ein aus dem Judentum überkommener, selbstverständlicher Brauch.

Auch für uns Evangelische ist ein Gottesdienst ohne Gesang kaum denkbar. Die Gemeinde würde es nicht befriedigen, nur durch den Mund ihres Predigers ihre Empfindungen und Wünsche vor Gottes Thron zu bringen oder in stillem Gebet und andächtigem Sichversenken die Gottesgemeinschaft zu genießen. Nein, wahrhafte Erbauung spürt sie nur dann, wenn auch sie selbst thätig mitwirken, und was ihre Herzen bewegt und beschäftigt, laut und hell ausströmen und aussprechen kann. Und dafür giebt es kein besseres und zutreffenderes Mittel als das Lied, das dem Gedanken nicht minder als der Stimmung Ausdruck giebt und das mit dem Gefühl eigener Bethätigung zugleich auch die Empfindung des Genusses verbindet.

Es ist eins der größten Verdienste Luthers, daß er mit klarem Blicke für die Bedürfnisse des Volksgemüts den Kirchengesang nicht mehr einem geschulten priesterlichen Chor, sondern der ganzen Gemeinde überwies. Auch hierbei leitete ihn der Gedanke, der Christenheit ein Recht zurückzugeben, das schon dem Volke Israel am Sinai zugesichert und von

Christus den Seinen neu bestätigt war, das aber immer wieder in priesterlichen Sonderansprüchen untergegangen war, das Recht: ihr alle sollt meine Priester sein und mir nahen und mit mir reden dürfen. — Luther hat aber der Gemeinde damit nicht nur ihr Priesterrecht, sondern zugleich auch ein Predigtamt gegeben. Denn auch durch den Gesang der Gemeinde wird Gottes Wort verkündigt, wie durch den Mund des Predigers, und wie man das Gesangbuch die Laienbibel genannt hat, so könnte man den Gesang selbst die Laienpredigt nennen. Gerade unsere herrlichen schlichten und doch tiefen Kirchenlieder haben vielfach der Reformation die Herzen und Häuser geöffnet, und die evangelischen Gedanken sind in die Welt ebenso hinausgesungen wie hinausgepredigt. Wer fühlt sich aber auch nicht fortgerissen von den markigen Tönen des Lutherschen Streitliedes: „Ein feste Burg ist unser Gott"? Wem hat nicht schon einmal das herzinnige Gerhardtsche Trostlied: „Befiehl du deine Wege" die trüben Geister der Verzagtheit verscheucht? Wer weiß nicht, wie einst auf dem Schlachtfelde von Leuthen die freudig ernsten Klänge des „Nun danket alle Gott" die harten Herzen der Krieger zum Leiter der Schlachten emporgelenkt haben? Es liegt in der That in unsern Kirchenliedern eine gewaltige erweckliche Kraft für den, der sie singt, sowohl als für den, der sie hört, und es muß ein gefühlloser Mensch sein, der von dieser Geisteswirkung noch nie einen Hauch verspürt hat.

Freuen wir uns denn dieses kostbaren Schatzes, den wir in unsern Kirchenliedern besitzen, und lernen wir sie immer mehr verstehen und schätzen, lieben und gebrauchen! Eins aber dürfen wir nicht vergessen. Der Apostel sagt: „Singet dem Herrn in eurem Herzen!" Nicht aus der Kehle, nicht aus dem Munde allein soll das Lied hervorquellen, sondern aus den Tiefen des Herzens. Denn nur wenn sie von gläubigem Empfinden getragen und von ernsthaften Ge-

danken begleitet sind, nur dann sind unsere Kirchenlieder wahrhaft geistliche, liebliche Lieder, nur dann sind sie ein reines, wohlgefälliges Opfer zur Ehre Gottes und seines lieben Sohnes. — In solch andächtiger, glaubensvoller Stimmung wollen denn auch wir jetzt Mund und Herzen zum Höchsten emporrichten und sprechen:

Dir, Dir, Jehovah, will ich singen;
Denn wo ist doch ein solcher Gott, wie Du!
Dir will ich meine Lieder bringen;
Ach, gieb mir Deines Geistes Kraft dazu,
Daß ich es thu' im Namen Jesu Christ,
So wie es Dir durch ihn gefällig ist! Amen!

Lied: O daß ich tausend Zungen hätte. Str. 1. 13.

---

23. Wetteifer im Christentum.

1. Kor. 9, 24 – 10,5

Das Bild von den Kampfspielen, mit dem der Apostel hier seine Mahnung an die Korinther veranschaulicht und unterstützt, ist auch heutzutage so recht zeitgemäß. Unsere Zeit steht ja wie keine andere unter dem Zeichen des Sports, des Wettens und Wagens, des gegenseitigen Abmessens körperlicher Kraft und Gewandtheit. Die griechischen Kampfspiele sind im vorigen Jahre auf althellenischem Boden erneuert, und jetzt trägt man sich mit dem Gedanken, auch in unserm Lande sie in deutsch-nationaler Form einzuführen: ein sicheres Zeichen für die Wertschätzung und Verbreitung, welche die Leibesübungen heute gefunden haben. — Ein nicht minder reger Wettkampf herrscht auf geistigem Gebiet. Bis in die untersten Schichten hinab strebt alles nach Bildung. Einer sucht dem andern den Rang darin abzulaufen, und

überall wird dieser Wetteifer genährt durch die Pflanzschulen der Bildung, die Ringschulen des Geistes, die Gymnasien.

Also Ringen um körperliche Überlegenheit, Ringen um Geistesbildung überall! Aber entspricht dem auch ein ebenso lebhaftes Ringen um Vorzüge des Herzens? Sucht man mit derselben Begeisterung sich auch gegenseitig zu überflügeln im Glauben und in der Liebe? — Man braucht kein trübschauender Pessimist zu sein, um diese Frage zu verneinen; jeder unbefangene Mensch wird dieselbe Antwort geben müssen. Aber ausgenommen vielleicht die erste Zeit des jungen Christentums, hätte wohl zu keiner Zeit die Antwort anders gelautet. Der Wettkampf der Körper- und Geisteskräfte ist eben bei der großen Masse stets reger gewesen als der des sittlich-religiösen Lebens.

Woran liegt das? Wie kommt es, daß gerade diese edelsten Seiten des Menschen so wenig das Strebeziel des Ehrgeizes sind, daß sich der Mensch hier immer mehr treiben läßt, als er sich selber treibt, ja daß vielfach die religiösen Leistungen geradezu als ein Zwang oder als eine lästige Gefälligkeit gegen Gott oder seine Diener angesehen werden?

Der Gründe sind gar viele. Man könnte sagen, im religiösen Leben sind Ziel und Kampfpreis zu fern, zu geistig, zu wenig faßbar für den kurzblickenden Durchschnittsmenschen, der über die nächsten Ziele nicht hinausschaut und nicht tief genug angelegt ist, um sein Leben im Lichte der Ewigkeit zu betrachten. Man könnte auch darauf hinweisen, daß die Welt eine zu verführerische Fülle von Gütern bietet, die das Bild des himmlischen Kleinods in den Hintergrund drängen und den Blick von dem wahren Lebensziele ablenken. Zum großen Teil aber hat auch daran schuld die Eigenart des Menschen, das, was ihm angeboten wird, am wenigsten zu begehren. Nur was wir uns selbst erwerben müssen, reizt unsern Eifer und unsere Ehrbegier. Das gilt auch von der Stellung des

Menschen zur Religion. Wir alle empfangen ohne unser Zuthun die Taufe, wir alle genießen, ob wir wollen oder nicht, christlichen Religionsunterricht, wir alle haben ohne weiteres Zutritt zum Wort Gottes und zum Sakrament. Man darf es sich nicht verhehlen, die Religion verliert vielfach darum für den Menschen an Wert und erweckt so wenig Verlangen nach ihrem Besitz, weil sie uns von Kind auf gleichsam in den Schoß geworfen wird.

Was ist nun da zu thun? Sollen wir die christlichen Heilsgüter schwerer zugänglich machen, um mehr Verlangen nach ihnen zu erzeugen? Sollen wir die Kindertaufe aufheben, den Religionsunterricht dem freien Belieben anheimstellen, den Zutritt zum Gottesdienst von Bedingungen abhängig machen? Nein, wir wollen nicht weiser sein als unser Herr und Meister, der keinem den Zutritt zu sich wehrte und allen ohne Unterschied seine Liebe spendete. Wir wollen auch den reichen, unerschöpflichen Segen der Kindertaufe, des christlichen Hauses, der christlichen Schule, unserer ganzen christlichen Umgebung nicht verkennen. Aber eins müssen wir thun, nämlich die Ursache jener Entwertung der Religion, die landläufige oberflächliche Auffassung vom Christentum ausrotten, die da meint, es genüge die Taufe, der christliche Unterricht, die Teilnahme am Gottesdienst, das äußere Bekenntnis zum christlichen Glauben, um ein wahrer Christ zu sein und den Segen des Evangeliums zu empfangen. Nein, so notwendig jene Dinge sind, die Hauptsache ist doch die innerliche Aneignung des in ihnen angebotenen Heils. Um wirklich Gottes Gnade zu besitzen, müssen wir sie uns selbst erwerben, und dies nicht bloß einmal, sondern wir müssen sie immer wieder von neuem erringen in schwerem, heißem Kampf mit uns selbst und mit der Welt, mit unsern Zweifeln und mit äußeren Anfechtungen. Der christliche Siegespreis ist nicht nur des Schweißes der Edlen wert, er fordert ihn auch; denn er ver-

langt die Kraft und Hingebung eines ganzen Lebens und er winkt nur der suchenden, ringenden, kämpfenden Seele.

Schreiben wir diese höhere und innerlichere Auffassung des Evangeliums uns allen recht tief ins Herz und Gewissen; das Christentum wird uns dann schwerer, aber ich glaube, manchem damit auch begehrenswerter erscheinen. Amen!

Lied: Es kostet viel ein Christ zu sein. Str. 1. 8.

24. Zum Schulschluß vor Pfingsten.

Psalm 95, 1—7. 96, 11—13.

Herr Gott, lieber himmlischer Vater, wir danken Dir, daß Du uns bis hierher so gnädig geleitet hast. Du warst unser Schutz und Schirm, unser Trost und unser Licht in der verflossenen Zeit. — Wir bitten Dich, gieb uns Deinen Segen auch für die kurze Rast, durch die wir jetzt den Gang unseres Schullebens unterbrechen. Frohen Herzens sehen wir ihr entgegen; bringt sie uns ja doch nicht nur Arbeitsruhe, sondern auch Feiertagsfreude. Von den Türmen der Gotteshäuser laden die Pfingstglocken uns zum frohen Begehen des Geburtsfestes christlichen Geistes und christlicher Geistesgemeinschaft, und aus dem großen Tempel Deiner Gottesnatur klingt's ebenfalls heraus mit Frühlingsglockenlaut und ruft: „Kommt, dies Wunder anzusehen, Gott läßt seinen Odem wehen. Seinen Odem läßt Gott wallen lebenswarm durch Wald und Flur; Auferweckungsstimmen schallen durch die Gräber der Natur." — Ach Herr, öffne unser Herz, daß wir den Gnadenstrom Deines heiligen Geistes auch in uns aufnehmen und daraus Kraft und Freudigkeit für unser weiteres Thun schöpfen. Öffne auch unser Herz, wenn wir unsere Schritte hinauslenken auf die Höhen der Berge oder in das Grün der Wälder, um Frühlingssonne und Frühlingswonne zu genießen. Laß da draußen nicht nur tote Bilder vor unsern Augen vorüberziehen, sondern schaffe, daß die stumme Sprache der Schöpfung auch in unserm Herzen, wie in dem Herzen des Psalmisten, zu einem lebendigen Lobpreis Deiner Güte und Liebe werde. Lehre es uns verstehen, daß es derselbe allwaltende und allliebende Geist, Dein Geist ist,

der als Wort der Wahrheit erquickend und belebend sich in unser Herz senkt und der zugleich auch die Lebenskeime der erstarrten Natur wieder hervorzaubert und die Vögel singen, die Bächlein springen, die Blumen sich wieder verjüngen heißt. Ja vertiefe und veredele unsern Sinn für die Natur, daß wir in allem Irdischem nur ein Gleichnis, nur eine Hülle Deines göttlichen Wesens sehen, und gieb, daß wir, ob wir aus den Hallen der Kirche oder aus den Hallen des Waldes und der Flur heraustreten, andächtig und voll innigen Dankes sprechen können: Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt! Amen!

Lied: O heil'ger Geist. Str. 1. 7.

---

25. Beim Beginn der Herbstferien.

Psalm 65.

Herr Gott, lieber himmlischer Vater! Wir loben Dich in der Stille, so sang einst das fromme Zion, wenn Du das Jahr mit Deinem Gut gekrönt hattest; so singt auch jetzt noch in dieser Erntezeit der fromme Landmann, dessen Felder und Saaten Du befruchtet hast; so sprechen auch wir heute bei unserm geistigen Erntefest. Ja wir danken Dir, Herr, daß Du in diesem Sommer uns Deinen Segen gespendet hast und auch unsere Aussaat hast aufgehen und gedeihen lassen. Gewiß, nicht alle unsere Wünsche und Hoffnungen sind erfüllt; manches Samenkorn ist nicht aufgegangen, mancher Trieb verkümmert, auch manches Unkraut mit aufgewachsen. Aber doch müssen wir es dankbaren Herzens erkennen und bekennen, daß unser Säen und Bauen nicht vergebens gewesen ist, und wir freuen uns des Erfolgs unserer

Arbeit, freuen uns auch der Ruhe und Erquickung nach der Arbeit, die Du uns jetzt schenkst. Ja Herr, Deine Brünnlein haben Wassers die Fülle, Du machst fröhlich, was da lebet und webet.

Laß Deinen Gnadenquell denn auch ferner über uns strömen und laß auch in Zukunft unsere Arbeit wohlgeraten. Gieb, daß wir allezeit das Wehen Deines heiligen Geistes spüren, der uns die rechte, gesunde Lebensluft zuführe und uns in alle Wahrheit leite. Mache auch den Boden unseres Herzens recht weich und empfänglich, daß die Saatkörner Deines göttlichen Wortes darin Wurzel fassen und Frucht bringen und daß unser Herz mehr und mehr gleich werde einem Acker voll guten Samens, ohne Dornen und Disteln, einem Acker, dessen Triebe und Keime alle in frischem, fröhlichem Leben sich emporstrecken aufwärts, himmelwärts, zu Deinem ewigen Licht! Amen!

Lied: Gott, wie flügelschnell entfliehen. St. 1. u. 2. 3.

26. Zum Schulanfang nach den Herbstferien.

Psalm 102, 26 — 29.

Herr Gott, lieber himmlischer Vater, wir treten vor Dein Angesicht, um den Wiederbeginn unserer Arbeit durch Deinen Namen zu heiligen und durch Dein Wort zu weihen. Unter dem Zeichen des Erntefestes beschlossen wir das vergangene Halbjahr, in Herbstesstimmung und mit Herbstgedanken beginnen wir das jetzige. Draußen fallen die Blätter, welken die Blumen, legt sich die Natur zur Ruhe. Aber wir gehen von neuem unverdrossen mit frischen Kräften an unser Werk; unser Geist erhebt sich frei über den Wechsel des Naturlaufs.

Ach Herr, laß uns diese unsere geistige Freiheit und Überlegenheit recht erkennen und würdigen und zeige uns, daß wir, die wir in und mit der Natur leben, doch mehr sind als sie, Menschen, Geisteswesen, Ebenbilder Deiner Gottheit. Laß es uns unter dem Eindruck irdischen Vergehens nicht vergessen, daß für uns ein ewiger Geistesfrühling blüht, der alle Wechsel der Jahreszeiten überdauert und auch dann nicht welkt, „wenn der eigenen Leibeshülle der Herbst zerstörend naht". Erschließe uns diesen Geistesfrühling, Herr. Mache gerade die Vergänglichkeit für uns zu einer Mahnerin an die Ewigkeit und leite durch die Bilder der absterbenden Natur unser Denken und Trachten in das wahre Bereich unseres Lebens, in die Innenwelt, daß wir dem Worte des Dichters nachleben:

„Im Herzensgrund pflanz' edlen Keim,
Wo ihn kein Herbst entblättert;
Fühl' bei Dir selber Dich daheim,
Wenn's draußen stürmt und wettert!"

Ja lenke unsere Gedanken nach innen und lenke sie damit zugleich zu Dir; denn Du bist ja doch der tiefinnerste Grund unseres Wesens, und nur in Dir erblüht uns wahres, ewiges, unverwelkliches Leben. Weise uns drum, o Herr, in der kommenden Zeit den Weg Deiner Rechte und laß uns in der Gemeinschaft mit Dir suchen und finden unser höchstes Leben, unsern überragenden Vorzug, unsere wahre, dauernde Befriedigung! Amen!

Lied: Die auf den Herren harren. Str. 1. u. 2. 3.

27. Beim Beginn der Weihnachtsferien.

Psalm 100.

Herr Gott, lieber himmlischer Vater! Du hast uns wieder die Pforten Deines Heiligtums erschlossen und ladest uns ein zu lieblicher Rast und froher Feier. Ahnungsvoll stehen wir schon in den Vorhöfen Deines Tempels und empfinden Deine heilige Gottesnähe. Ja, Du baust Dir alljährlich immer wieder am Christfest einen Tempel unter uns, für das Auge zwar nur einen Stall mit einer Krippe und einem Kindlein darin, für das gläubige Herz aber ein Gotteshaus, auf Gnade gegründet, aus Liebe erbaut, mit Barmherzigkeit bedeckt. — Ach schaffe uns die Glaubensaugen, daß wir an der Krippe zu Bethlehem nicht achtlos und gedankenlos vorübergehen und darin nicht nur sehen ein traulich stilles, vielleicht auch bedeutungsreiches Bild aus dem Menschenleben, sondern ein ewiges Denkmal und eine Wohnstätte Deiner Gnade und Wahrheit. Verleihe uns auch ein fröhliches und dankbares Herz, daß wir zu Deinen Thoren eingehen mit Danken, zu Deinen Vorhöfen mit Loben und vor Dein Angesicht treten mit dem Frohlocken rechter Christfreude. Gieb, daß wir im neuen Jahre uns hier wieder zusammenfinden, nicht nur beschenkt mit den Gaben des Weihnachtstisches, nicht nur beglückt und erquickt durch die Erfahrung menschlicher Liebe, sondern auch bereichert mit himmlischen Schätzen aus dem Gabentempel Deiner unerschöpflichen Liebe und belebt und gestärkt durch den Genuß Deiner Gemeinschaft! Amen!

Lied: Sollt' ich meinem Gott nicht singen. Str. 1. 3.

---

28. Zum Wiederbeginn des Unterrichts nach Neujahr.

Psalm 51, 12 — 14.

Herr Gott, lieber himmlischer Vater, wir kommen vor Dein Angesicht, um uns mit Deiner Kraft zu rüsten und Deinen Segen zu erflehen für unsere wiederbeginnende Arbeit. Vor uns liegt ein neuer Abschnitt unserer Thätigkeit, der letzte und entscheidende in unserm Schuljahr, aber auch der erste und grundlegende in dem neuen Jahre unserer Zeitrechnung; ein Abschnitt, der Anfang und Ende zugleich ist. Ach, laß uns diese doppelte Rechnung eine stille Mahnung sein. Verleihe uns, daß wir in dem kommenden Vierteljahr alle mit frischen Kräften dem vorgesteckten Ziele zustreben und es glücklich erreichen, laß uns aber auch zugleich in jedem Enderfolg nur einen neuen Anfang und Ansporn für unsere Thätigkeit sehen und unsere Freude über das Erreichte und Vollbrachte immer wieder umsetzen in neues, jugendfrisches, nimmer müdes Weiterstreben.

Doch wir allein vermögen es ja nicht; unsere Kraft und unser Eifer ermüdet gar zu leicht. Stärke Du uns denn aus dem Reichtum Deiner lebendigen, nie ruhenden Gotteskraft. Gieb uns zum neuen Jahre einen neuen Geist, der die Schwächen des alten abgestreift hat und durch die Erfahrungen der Vergangenheit geläutert und geklärt, mit neuen Vorsätzen und Kräften in die Bahn tritt. Gieb uns einen freudigen Geist, dem keine Mühsal und Beschwerde zu groß ist und dem kein Mißerfolg und keine Enttäuschung die Schaffensfreudigkeit lähmen kann. Gieb uns einen heiligen Geist, der die Züge Deines göttlichen Wesens an sich trägt und die Lebens- und Berufsaufgaben als Deine heiligen

Gottesaufgaben erkennt und erfaßt. Gieb uns endlich auch einen gewissen Geist, der, ob er auch das Dunkel der Zukunft nicht ergründet, doch alle Zeit dessen gewiß ist, daß uns nichts, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes scheiden kann von Deiner väterlichen Liebe und Barmherzigkeit! Amen!

Lied: Ein neues Jahr ist angefangen. Str. 1 u. 2. 3.

29. Zum Sedanfeste.

1. Mose 32, 1 — 4. 7 — 12. 39 — 40.

Herr Gott, lieber himmlischer Vater! Wir sagen Dir Dank aus Herzensgrund, daß Du dieses Fest vaterländischer Begeisterung uns wieder hast feiern lassen. Nicht ein Triumphlied über den geschlagenen Feind wollen wir anstimmen und seine halb vernarbten Wunden nicht wieder aufreißen. Wir wollen auch nicht selbstgefällig in den Schwächen des Gegners uns spiegeln und höhnend seine Stärke herabsetzen. Nein, ohne Siegerzorn und ohne Siegesübermut, versöhnlich und demütig treten wir vor Dein Angesicht, der Du ein Vater bist über alle, Freunde und Feinde, Sieger und Besiegte, und der Du uns geboten hast, auch den Feind zu lieben und zu achten. Vor Deiner erhabenen Majestät und Allmacht beugen wir unsere Kniee und bekennen demütig: Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gebührt die Ehre; Deine Gnade war es, die in dem wilden Völkerringen den Sieg an unsere Fahnen heftete. Ach, nimm das Opfer unsers Dankes gnädig an, o Herr, und lenke Du selbst unser berechtigtes Selbgefühl in die rechten Bahnen, die Bahnen der Demut, der Mäßigung, der Selbstbesinnung. Richte unsere

feiernde Begeisterung über den blutigen Sieg, an dem so manche Thräne klebt, hinweg auf seine noch schönere Friedensfrucht, auf das herrliche Wiedererwachen deutschen Selbstgefühls und deutscher Bruderliebe und die anhaltende Festigung friedlicher Zustände unter den Völkern unseres Erdteils!

Und noch eins erbitten wir von Dir, Herr. Fast ein Menschenalter ist seit jenem Ruhmestage verstrichen, und die Generation der Sedan-Sieger ist im Absterben. Ach gieb, daß das neu heranwachsende Geschlecht der Väter wert und ihnen geistesverwandt sei. Schreibe einem jedem von uns Nachgeborenen die Mahnung des Mose ins Herz: „Gedenke der vorigen Zeit bis dahin und betrachte, was Gott gethan hat an den alten Vätern!“ Ja, verleihe uns allezeit die gottesfürchtige Demut unsers alten Heldenkaisers, den kühnen Wagemut seines tapferen Heeres, den heiligen Opfermut seines treuen Volkes. Laß uns, die Erben jener großen Zeit, auch die rechten Hüter des schwer errungenen Schatzes nationaler und sittlicher Güter sein, damit der deutsche Name auch fernerhin seinen alten schönen Klang behalte und unser teures Vaterland sei und bleibe ein Land der Frei'n und Frommen, ein Land voll Liebe und Leben, ein Hort des Glaubens, der Treue, des Friedens. Ja Herr, das wollest Du uns in Gnaden gewähren! Amen!

Lied: Sei Lob und Ehr'. Str. 1. 5. 8.

30. Zum Geburtstag des Kaisers.

Psalm 72, 1—5.

Herr, der König freuet sich heute in Deiner Kraft und ist gar fröhlich über Deine Hilfe. Aber auch unser Herz erfüllt Freude und Dank; denn des Königs Leben hast Du ja auch uns, seinem Volk, heute neu geschenkt. Lob und Dank sei Dir drum geweiht, Du König aller Könige, daß Du Deine schützende Hand gnädig über unserm Herrscher gehalten und ihn treulich bis auf diesen Tag geleitet hast. Dank sei Dir auch gespendet für all das Gute, das Du durch ihn uns erhalten oder neu gegeben hast, für die Größe, den Wohlstand, den Frieden unseres deutschen Vaterlandes.

Wir bitten Dich, Herr, kröne den König und sein Haus auch ferner mit Deiner Gnade und setze ihn zum Segen für unser Volk. Hilf ihm das herrliche Erbe an Ahnenruhm und Volksliebe, das Du ihm gegeben hast, auch weise und glücklich erhalten und verwalten, fördern und mehren inmitten der wogenden Gährung, die seinen Thron umrauscht, unter den jetzt grollenden Kämpfen zwischen Arm und Reich, zwischen Altem und Neuem, zwischen Besitz und Streben. Verleihe ihm den sicheren Blick für das, was unserer Zeit not thut, und gieb, daß er in der Kraft Deiner Gerechtigkeit und Weisheit den versöhnenden Ausgleich für die harten Gegensätze unseres Volkslebens finde. Laß ihn immer neue Kraft und Weisung schöpfen aus dem Bilde des Königs, den Du Israel einst in weiter Sehnsuchtsferne gezeigt, den Du uns aber in Deinem lieben Sohne offenbart hast, des Himmelskönigs, der da ist ein Wunder an Rat, ein Held an Kraft, ein ewiger väterlicher Friedefürst.

Senke aber auch in unser Herz ehrerbietigen Gehorsam und treue Liebe zu unserm Herrscher und erwecke uns zu verständnisvoller Würdigung und thatkräftiger Unterstützung seines edlen Wollens. Halte von uns fern den düster schleichenden Geist der Unzufriedenheit, der Begeisterungs- und Zuchtlosigkeit und bewahre uns unser schönstes Vatererbe, das treue, warme, fromme deutsche Herz! Amen!

Lied: Vater, kröne Du mit Segen. Str. 1. 2. 4.

---

31. Zum Stiftungsfest des Konradinums.
(25. Juni.)

(Jos. 4, 1 — 7.)

Als das Volk Israel durch den Jordan gezogen und damit zum Abschluß seines langen Wanderlebens gelangt war, ließ Josua mitten im Strome ein Denkmal aus zwölf Steinen errichten, den Lebenden zur leuchtenden Mahnung, den Nachlebenden zum ewigen Gedächtnis an die große, gnadenreiche Vergangenheit. — Auch wir stehen heute an einem Abschluß in dem Lauf unseres Schullebens, an einem Übergangspunkte, bei dem wir Halt machen, und zugleich auch auf einem Höhepunkte, von dem wir freudigen Herzens zurückschauen. Laßt auch uns denn heute als Mahnzeichen für uns selbst und als Zeugnis für andere ein Denkmal bauen. Erbauen wir selbst uns zu einem solchen. Unsere Gedanken, Wünsche und Gefühle seien die Bausteine. Vierteilig möge dieses Denkmal sein: drei Steine, gekrönt und zusammengehalten von einem vierten. — Der erste Stein heiße Dank. Er trage als Inschrift das Wort des Predigers;

„Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend.“ Er sei ein Mahnzeichen für diese Anstalt in allen ihren Gliedern, ihres hochherzigen Gründers stets treulich zu gedenken; er mahne insbesondere Dich, liebe Jugend, in Deinem leicht empfänglichen, warmherzigen Alter die heilige Pflicht der Dankbarkeit nicht zu ersticken. — Der zweite Stein sei Hoffnung, und ihn ziere als Inschrift das prophetische Trostwort: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Er richte unsern Blick auf die lang ersehnte und jetzt aus nebelhafter Ferne in greifbare Nähe gerückte Verpflanzung unserer Anstalt auf gesunderen, kräftigeren Boden und zeige uns hoffnungsreiche Bilder neuen Aufblühens, glücklichen Gedeihens, weitreichenden Segens. — Als dritter füge sich diesen beiden Malsteinen an die Freude, mit dem Mosewort als Motto: „Du sollst fröhlich sein über all das Gute, das dir der Herr dein Gott gegeben hat.“ Er möge eine Aufmunterung für uns sein, unsern Dank und unsere Hoffnung heute ausströmen zu lassen in fröhlicher Feier und heiterer Lust. — Aber über diesen drei Steinen soll sich dann als krönender Abschluß erheben ein Stein, der nur das eine kurze Wort trägt, das Wort: Gott. Dieser Stein darf nicht fehlen, wenn die drei andern harmonisch sich zusammenschließen und festgefügt zusammenhalten sollen. Er ist ihre notwendige Ergänzung, ihr Halt und ihre Krone. — Darum, dem Herrn, dem Geber aller guten Gabe, sei unser Dank geweiht dafür, daß er in des Anstalts-Stifters Herz den edlen Gedanken dieser Stiftung gesenkt hat. Auf ihn, den starken Fels und Hort, sei all unsere Hoffnung auf eine gedeihlichere Zukunft gegründet. Durch ihn, den rechten Freudebringer, werde auch unsere Festtagsfreude heute geheiligt!

Ja Herr, wir treten vor Dein Angesicht und bringen Dir Lob und Dank aus der Fülle des Herzens. Wir preisen Deine Güte, daß Du über diese Anstalt von ihrem Anbeginn

bis heute Deine gnädige Vaterhand gebreitet hast. — Wir bitten Dich, nimm auch ferner uns in Deine gnädige Obhut und kröne uns mit Deinem reichen Segen. Fördere das Werk der Erziehung an dieser Jugend und stärke mit Deiner Kraft Lehrer und Schüler, daß hier wie da die Freudigkeit nicht erlahme und die Flamme der Begeisterung nicht erlösche. Walte Du mit Deinem heiligen Geiste unter uns und nimm uns alle in die Zucht Deines göttlichen Wortes, damit diese Anstalt bestehen bleibe auf dem Grunde, auf den sie in dem Sinne ihres Stifters gestellt ist, auf dem Grunde wahren evangelischen Christentums. Segne auch unsere heutige Festfeier und alle, die herzliche Anteilnahme zur Mitfeier getrieben hat. Schließe uns alle zusammen zu einem Gefühl, dem Gefühl sonnigen Frohsinns und herzlicher Dankbarkeit. Alle unsere Wünsche aber vereinigen wir in dem einen Gebet, das Dein lieber Sohn uns beten lehrte: Vater unser u. s. w.! Amen!

Lied: Lobe den Herren. Str. 1. 2. 4.

Übersichtstabelle

